

Besprechungen

Jan-Christoph Herrmann: Der Wendenkreuzzug von 1147. (Europäische Hochschulschriften. Reihe III: Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, Bd. 1085.) Lang, Frankfurt am Main u.a. 2011. 261 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-631-60926-2. (€ 49,80.)

Die bei Felicitas Schmieder an der Fernuniversität Hagen erarbeitete Dissertationsschrift von Jan-Christoph Herrmann hat es sich zum Ziel gesetzt, den so genannten Wendenkreuzzug von 1147 näher zu beleuchten. Diesen verbindet man landläufig einerseits mit der großräumigen Kreuzzugsbewegung und andererseits mit der regionalen Eroberungspolitik vor allem der Fürsten Heinrich des Löwen und Albrecht des Bären sowie dem Beginn der Siedlungsbewegung in den östlichen Teilen Deutschlands. H. setzt sich ausdrücklich zum Ziel, „den Wendenkreuzzug, der bislang lediglich ansatzweise meist herrschaftspolitisch oder aber missionsgeschichtlich bearbeitet worden ist, in den Zusammenhang der Kreuzzugsbewegung zu stellen. Dabei sollen die unterschiedlichen Aspekte, die es bei dem Phänomen zu betrachten gibt, einmal in Verbindung zueinander gesehen werden: Die europäische Kreuzzugsbewegung, die deutsche Slawenpolitik vom 10. bis ins 13. Jahrhundert (als Kontext), Missionsgeschichte und die Fremdheits- und Heidenbilder“ (S. 21). Der Autor muss sich an den Studien vor allem Hans-Dietrich Kahls¹ und Friedrich Lotters² messen lassen. Der Wendenkreuzzug ist bislang mittels herrschaftspolitischer und missionsgeschichtlicher Ansätze, insbesondere aber hinsichtlich seiner landesgeschichtlichen Aspekte bearbeitet worden.³

Der unmittelbar den Wendenkreuzzug betreffende Quellenbestand ist sehr übersichtlich – man muss vor allem auf Helmold von Bosau als Zeitzeugen verweisen. Diese Quellenzeugnisse sind aber in der Tat schon gut erarbeitet worden. Es ist daher ein guter Ansatz, die größere Perspektive in den Blick zu nehmen – Fragen dazu gäbe es viele: Was unterschied die orientalische von der deutschen Kreuzzugsbewegung – auch und gerade von kurialer Seite? Wie eng war die Eroberungspolitik der christlichen Fürsten mit dem christlichen Gedanken (Gewalt, Zwangstaufen, Apostasie usw.) verzahnt? Wie sah die nachfolgende deutsch-slawische Siedlungsbewegung genau aus, und inwieweit lässt sich diese auf den Wendenkreuzzug zurückführen?

Teilweise stellt sich H. diesen Fragen, indem er zunächst die Vorgeschichte (Entstehung des Kreuzzugsgedankens; Vorgeschichte der wendischen Stämme samt deren religiösen Vorstellungen; Entstehung, Entwicklung und Untergang des Liutizenbundes) darstellt, um dann sein Hauptaugenmerk auf den Wendenkreuzzug selbst zu richten: So beschäftigt er sich mit der Rolle Bernhards von Clairvaux und präsentiert kurze Biogramme der Hauptprotagonisten und ihrer Kreuzzugsmotive (Albrechts des Bären, Heinrichs des Löwen und Anselms von Havelberg), aber auch von „Außenseiter[n]“ (S. 12) wie Heinrich Zdik oder Wibald von Stablo. Des Weiteren wird die Vorstellung von Helmold von Bosau als Hauptchronist der Zeit und Region sowie abschließend die Bewertung des Wenden-

¹ Nunmehr gut greifbar in HANS-DIETRICH KAHL: Heidenfrage und Slawenfrage im deutschen Mittelalter. Ausgewählte Studien 1953-2008, Leiden 2011.

² FRIEDRICH LOTTER: Die Konzeption des Wendenkreuzzugs. Ideengeschichtliche, kirchenrechtliche und historisch-politische Voraussetzungen der Missionierung von Elb- und Ostseeslawen um die Mitte des 12. Jahrhunderts, Sigmaringen 1988.

³ So zum Beispiel JOHANNES SCHULTZE: Der Wendenkreuzzug 1147 und die Adels Herrschaften in Prignitz und Rhingebiet, in: Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands 2 (1953), S. 95-124; des Weiteren verschiedene Arbeiten von Winfried Schich zur Landesgeschichte Brandenburgs.

kreuzzugs (Taufe der Heiden, Wiederentstehung des Bistums Havelberg, Siedlungsauf-rufe) untersucht.

Der Verdacht, der sich angesichts der Seitenzahl für jedes behandelte (Unter-)Thema aufdrängt (so z.B. „Bernhard von Clairvaux ruft zum Wendenkreuzzug auf“, S. 35-37; „Heinrich der Löwe“, S. 167-169), erhärtet sich beim Einlesen und Nachschlagen: Jedes Thema wird häppchenweise behandelt, wobei die grundlegende Literatur gesichtet, zusammengetragen und mit Quellenzitaten garniert wird. Es ist zunächst also eine Zusammenschau und keine eigene Forschungsleistung zu verzeichnen. Vor allem aber löst der Vf. das anfangs gemachte Versprechen, den Wendenkreuzzug in die größere Bewegung einzubetten, nicht ein – er bewegt sich auf regionalem Terrain, und die wenigen Ausblicke sind eher interpretativ als (quellen)fundierte. So fällt beispielsweise die Fußnotenarmut bei der „Sorben-Hypothese“ (S. 219 f.) auf. H. geht hier davon aus, dass die Sorben, die seit dem 10. Jh. mehr oder minder unter deutscher Herrschaft standen, ihr Slawentum bis heute behalten konnten, weil sie „integrierte Untertanen“ (S. 219) gewesen seien. Hätten sich die Wenden ebenso verhalten, wäre auch bei ihnen das slawische Element heutzutage stärker präsent. Die Idee ist originell und grundsätzlich gut, wird aber durch keine tiefer gehende wissenschaftliche Analyse unterfüttert und bleibt somit ohne Substanz. Zu viele andere historische Einflüsse bis in die heutige Zeit hinein hätte H. hier berücksichtigen müssen, vor allem wohl die Tatsache, dass das Sorbengebiet arm an Städten ist, worauf vielleicht die Andersartigkeit der Sorben zurückzuführen ist. Ihr Gebiet ist überschaubar, eine ähnliche Städtearmut auf dem gesamten, wesentlich größeren wendischen Gebiet wäre – selbst ohne Liutizenbund – kaum denkbar gewesen. Gerade Städte sind als Schmelztiegel und Schauplätze von Akkulturation bekannt, so dass die ethnische Einheitlichkeit der Wenden so oder so nicht bis heute Bestand gehabt hätte.

Dennoch sollte der Historiker sich nicht zu sehr mit „Was wäre wenn“-Fragen beschäftigen, und daher schauen wir auf die Ergebnisse der Arbeit: Es wird in der Zusammenfassung darauf hingewiesen, dass der Wendenkreuzzug erfolgreich war, die Machtbasis der beteiligten Fürsten deutlich erweiterte, somit die Siedlungsbewegung initiierte und auch die (Wieder-)Errichtung einer kirchlichen Struktur (Havelberg, Mecklenburg, Oldenburg, Ratzeburg) ermöglichte. Des Weiteren wird festgestellt, dass der Kreuzzug „ein echtes Kind der gesamten Kreuzzugsbewegung mit allen Begleiterscheinungen, die er mit anderen Kreuzzügen teilt, war“ (S. 221). Genaue Analysen bzw. eine Einpassung des Wendenkreuzzugs in diese gesamteuropäische Bewegung erfolgen aber nicht. Der Hinweis, dass Eugen III. mit dem Aufruf gegen die heidnischen Wenden 1147 grundsätzlich einen Präzedenzfall schuf, dem andere Kreuzzüge wie die baltischen Kreuzzüge oder die Preußenreisen folgten, ist grundsätzlich richtig. H.s Erklärung dafür – „Denn in dieser Bewegung muss der universale Versuch der römischen Papstkirche gesehen werden, ihre Interessen weltweit gegen jeden äußeren wie inneren Feind durchzusetzen“ (S. 223) – überzeugt nicht ganz: Letztlich folgte doch auch die Kurie pragmatisch dem Wunsch deutscher Fürsten, eben nicht in das Heilige Land zu ziehen, sondern eigene Interessen zu verfolgen. Bemerkungen wie „Das unzutreffende Bild von durchweg aus dem Westen mitgebrachten neuen Verhältnissen und Kenntnissen ist vor allem darauf zurück zu führen, dass vielfach gar nicht versucht wurde, entsprechende Verhältnisse in den Herkunftsgebieten der Siedler nachzuweisen“ (S. 225) bleiben formelhaft und erfahren keine wissenschaftliche Untermauerung. Andere Ergebnisse sind längst in der Forschung bekannt und daher schlicht banal, so z.B. die Unterstreichung der kritischen Haltung christlicher Chronisten wie Thietmar, Adam oder Helmold gegenüber den deutschen Fürsten, die mit ihrer Profitgier zu einem guten Teil zum Rückfall in die Apostasie beigetragen hätten (S. 79).⁴

⁴ Zuletzt hierzu vor allem VOLKER SCIOR: *Das Eigene und das Fremde. Identität und Fremdheit in den Chroniken Adams von Bremen, Helmolds von Bosau und Arnolds von Lübeck*, Berlin 2002.

Das nur dreiseitige Literaturverzeichnis bestätigt endgültig, dass hier eine Arbeit vorliegt, die vor allem die hauptsächlich in der Einleitung vorgestellten Arbeiten zum Wendenkreuzzug (die dann eben im Literaturverzeichnis nochmals auftauchen) zusammenfasst. Weder ist darin aber eine größere, eigene Forschungsleistung zu sehen, noch wird die eingangs versprochene Einpassung des Wendenkreuzzugs in die komplexeren Strukturen des 12. Jh. zu dem Thema eingelöst.

Warszawa

Grischa Vercamer

Bernhart Jähnig: Verfassung und Verwaltung des Deutschen Ordens und seiner Herrschaft in Livland. (Schriften der Baltischen Historischen Kommission, Bd. 16.) Lit. Berlin u.a. 2011. 333 S., 11 Ktn., 1 Tab. ISBN 978-3-643-11005-3. (€ 29,90.)

Was lange währt, wird gut! Mit dem vorliegenden Buch, das als Manuskript schon Anfang der 1990er Jahre fast vollständig vorlag, erhält die baltische Geschichtsforschung zum Deutschen Orden in der Region endlich wieder – nach dem monumentalen, aber nun doch schon älteren Werk von Leonid Arbusow¹ – eine längere monografische Darstellung von einem der besten Kenner der preußischen und livländischen Deutschordensgeschichte. Hier muss allerdings betont werden, dass es sich eben nicht um eine allgemeine Landesgeschichte handelt, sondern der Fokus eindeutig auf dem Deutschen Orden als dem wichtigsten, wenn auch nicht einzigen Landesherrn von Livland in der Zeit von 1237 bis 1561 liegt. Die anderen Landesherrschaften, besonders das Erzbistum Riga, werden nur vergleichend herangezogen.

Im Vorwort thematisiert Bernhart Jähnig die Einschränkung auf „Verfassung und Verwaltung“ (S. 9). Es geht ihm um den Auf- und Ausbau der Herrschaft des Ordens in Livland im Mittelalter, sowohl bezüglich der rechtlichen Grundlagen und Verträge (Verfassung) als auch bezüglich der Organisation des neuen Herrschaftsgebiets (Verwaltung). Die Beschränkung auf diese Aspekte und vor allem das Ausblenden der allgemeinen Ereignisgeschichte begründet J. damit, dass ein umfangreicher Sammelband zur livländischen Geschichte im Mittelalter, der durch Norbert Angermann betreut wird, in Kürze erscheinen soll.

Unterteilt ist das Buch in neun Kapitel (Herrschaftsgrundlagen; Herrschaftsausbau; Burgenverfassung; Kirchengvogtei; Räumliche Gliederung der Ordensherrschaft; Ämterhierarchie und Personalpolitik – Der Orden als Korporation; Regierung und Zentralverwaltung; Örtliche Verwaltung – Komtureien und Vogteien; Gerichtsbarkeit), denen im Anhang Listen der Ordensamtsträger, Karten und Abbildungen, ein Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein Personen-, Orts- und Sachindex zur Seite gestellt wurden. Vom Umfang her stechen das sechste (Kirchengvogtei) und das siebte Kapitel (Regierung und Zentralverwaltung) deutlich hervor. Zur Veranschaulichung zieht J. immer wieder von der Forschung gut untersuchte „preußische“ Phänomene – wie beispielsweise die Wirtschaftsführung und die Vorwerke, den Handel, die Vergabe von Dienstgütern an Einheimische, die eben keine Lehen darstellten, oder die weitgehend verlorene Registratur des livländischen Meisters – für den livländischen Raum heran.

Der historische Überblick setzt mit dem Wirken des Schwertbrüderordens, der 1237 in den Deutschen Orden inkorporiert wurde, ab dem Jahr 1202 ein. Die relevanten Urkunden und Verträge der Frühzeit werden in ihrer chronologischen Abfolge in den ersten beiden Kapiteln besprochen. J. thematisiert auch die zeitgleiche Entstehung der Bistümer Riga, Semgallen, Kurland und Ösel. Besonders dem Wirken Wilhelms von Modena, der die livländischen Verhältnisse als päpstlicher Legat 1225/26 neu ordnete, räumt der Vf. viel Platz ein. In diesem Zusammenhang bezweifelt er die häufig angeführte lehnsrechtliche Bindung des Ordens an die livländischen Bischöfe. Vom Schwertbrüderorden erbt der Deutsche

¹ LEONID ARBUSOW: Grundriß der Geschichte Liv-, Est- und Kurlands, Riga 1890.

Orden vor allem die Infrastruktur (Burgen und städtische Siedlungen), während Kirchenvogteien und Regalien laut des Vf. eine mindere Rolle gespielt hätten. In der Folgezeit gelang es dem Deutschen Orden sowohl in Kurland (1245) als später auch in Estland (1352), seine Machtbasis erheblich auszubauen. Im Unterschied zu dem preußischen Ordensteil hat es in Livland nie eine deutschrechtliche Siedlungsbewegung gegeben – die drei unterschiedlichen Typen von indigenen Freibauern, die dem Orden meist leichte Kriegsdienste zu leisten hatten, werden von J. kurz vorgestellt, wobei er auf die besonderen Verhältnisse bezüglich der Ritterschaft von Harrien-Wierland verweist. Im Folgenden werden die wichtigsten Ordensburgen detailliert vorgestellt, wobei J. darauf verweist, dass weder in Preußen noch in Livland das sonst so weit verbreitete Raubrittertum in Erscheinung trat, was eben auf das gut ausgebaute Burgensystem zurückzuführen sei.

Das vierte Kapitel thematisiert die Verquickung von Orden und Bistumskapiteln. Der Orden strebte eine „Schutzherrschaft über die Hochstifte“ (S. 77) an, was ihm im Falle von Kurland (seit 1263) und Estland (nach 1346) durch die Inkorporation der Domstifte auch gelang. Im Falle der Bistümer Dorpat und Ösel sind solche Bestrebungen nicht aus den Quellen ersichtlich; der Orden gab sich damit zufrieden, dass ordensfreundliche Bischöfe gewählt wurden. Das Ringen mit dem Erzbischof von Riga wurde in einem größeren Rahmen ausgetragen, da hier sowohl Reichs- als auch Papstinteressen berührt waren. Beide Großmächte betonten in der zweiten Hälfte des 14. Jh., dass Riga Reichslehen sei. Dennoch konnte auch hier der Orden seine Interessen, mit Geduld und wechselnden Koalitionspartnern, gut durchsetzen. Das Beispiel von Erzbischof Johann von Wallenrode (1393-1418), der auf seinem Weg von Rom nach Riga auf der Marienburg *en passant* als Deutschordensritter eingekleidet wurde, zeigt sicherlich deutlich, dass es sich hierbei bei ihm nicht um eine idealistische, sondern eher um eine pragmatische Entscheidung gehandelt hat. In der Folgezeit verpachtete er sein Erzstift sogar dem livländischen Meister auf zwölf Jahre und verlagerte seine Aktivitäten ins Reich, da ihm wohl bewusst war, dass er dort mit seinem persönlichen Ehrgeiz mehr ausrichten konnte. Einmal mehr erwies sich also der beständige Druck einer Ordenskorporation als deutlich effektiver als das (Entgegen-)Wirken einzelner Personen, seien sie auch im Range eines Erzbischofs.

Im sechsten Kapitel kommt die Frage nach der genauen Anzahl der livländischen Ritterbrüder zur Sprache. Durch eine Visitation von 1451 ist eine (fast) vollständige Auflistung der Brüder überliefert: 197 Ritterbrüder, 27 Graumäntler und 43 Priesterbrüder. J. sieht diese Zahl als Anzeichen für eine rückläufige Tendenz seit der Hochzeit in der zweiten Hälfte des 14. Jh. Im siebten Kapitel streicht der Vf. die Bedeutung der Ordensburg Wenden heraus: Der Orden habe die Konkurrenz des Erzbischofs und der Stadt Riga durchaus auch in stabileren Zeiten wahrgenommen und Vorsorge getroffen. Wo sich aber tatsächlich das Zentrum befunden hat, lässt sich für Livland weniger eindeutig sagen als für Preußen. Der innere Rat, das Entscheidungsgremium des Ordens in Livland, bestand neben dem Landmarschall aus fünf Gebietigern (aus Fellin, Reval, Jerwen, Goldingen und Marienburg) und lässt sich erstmals 1438 konkret fassen. Die beiden letzten Kapitel umfassen u.a. Beobachtungen dazu, wie die Ordensherrschaft mit vorgefundenen Stammesstrukturen (regionalen Gebietsaufteilungen) umging. Die älteren Burgbezirke wurden laut J. in das Abgabensystem des Ordens integriert und ältere Gebietsbezeichnungen (wie „Pagaste“ oder „Wacke“) beibehalten. Das auch in Preußen anzutreffende Phänomen, dass sowohl Ordensangehörige als auch regionale Adelige im späten 15. und verstärkt im 16. Jh. ihre Ämter zunehmend als Pfründe wahrnahmen, wird ebenfalls für Livland unterstrichen.

Der Autor schreibt stets quellennah und kenntnisreich und bezieht alle relevante Literatur zur Geschichte des Deutschen Ordens in Preußen und Livland ein; dies gilt auch für neuere Forschungen aus den Nachfolgestaaten Livlands, also besonders Est-, Kur- und Lettlands, sofern sie in deutscher Übersetzung vorliegen. Das Buch ist keine „Meistererzählung“ livländischer Ordensgeschichte, sondern kommt eher deskriptiv, nüchtern, solide daher – was man schon daraus ersehen kann, dass es kein zusammenfassendes Schlusswort gibt. Selten werden eigene Interpretationen über die im Quellenmaterial hinausgehenden

Informationen vorgenommen (so z.B. auf S. 234, wenn J. mutmaßt, dass die Wacken als Bezirke der ursprünglichen einheimisch-bäuerlichen Selbstverwaltung zu einem „Herrschaftsmittel des Landesherrn“ entwickelt worden seien). Stets sind für ihn Details, beispielsweise die Verwaltung von einzelnen Burgen (S. 220 ff.), vorrangig. Ein eigenes Kapitel über die äußeren Beziehungen des livländischen Ordenszweiges, die durchaus Einfluss auf Verwaltung und Verfassung ausgeübt haben, wäre vielleicht wünschenswert gewesen. Auch werden neuere Tendenzen der modernen Mediävistik, die vermehrt Sozialgeschichte mit Rechts- und Verfassungsgeschichte zu verbinden sucht (Stichwort „political return“²), von J. nicht berücksichtigt. Diese Nüchternheit und Quellenbezogenheit hat allerdings einen klaren Vorteil: Der Ordensforschung für Livland steht nun ein informationsreiches Grundlagenwerk zur Verfügung, auf das man immer wieder dankbar zurückgreifen wird.

Warszawa

Grischa Vercamer

² OLIVER AUGÉ: Handlungsspielräume fürstlicher Politik im Mittelalter. Der südliche Ostseeraum von der Mitte des 12. Jahrhunderts bis in die frühe Reformationszeit, Stuttgart 2009 (Mittelalter-Forschungen, 28), S. 7.

Janusz Mallek: Opera Selecta. Bd. I: Polen und Preussen vom 15. bis zum 18. Jahrhundert. Bestandsaufnahme und Perspektiven. Wydawnictwo Naukowe Uniwersytetu Mikołaja Kopernika. Toruń 2011. 575 S. ISBN 978-83-231-2671-3.

Der vorliegende Sammelband, den die Thorer Nicolaus-Copernicus-Universität als Anerkennung für die „Festigung der wissenschaftlichen Position des Thorer Historikerkreisums“ (S. 11) Professor Janusz Mallek für sein 50-jähriges erfolgreiches Wirken an ihrer Hochschule widmet, ist eine Querschnittsstudie seiner in diesem langen zeitlichen Rahmen entstandenen Arbeiten. Erfasst sind in ihr 33 bereits publizierte Aufsätze sowie drei bisher noch nicht veröffentlichte Texte, die hier in deutscher Sprache präsentiert werden. Sie sind thematisch in fünf Kapitel aufgeteilt, die die Historiografie, Politik, Religion, Kultur, Gesellschaft und herausragende Persönlichkeiten in Polen, dem Königlichen und Herzoglichen Preußen in der Zeit vom 15. bis zum 18. Jh. behandeln. Bedauerlich ist, dass die Druckorte und zeitlichen Daten der einzelnen Veröffentlichungen fehlen, was dem Leser den direkten Zugriff auf die Textvorlagen versperrt. Hinzu kommt, dass die bibliografischen Angaben lückenhaft sind und vor allem die Zeit nach 2000 weitgehend ausklammern. Häufiger sind die Forschungsergebnisse der letzten Jahre nicht in die Beiträge eingearbeitet worden, die manche von M. behandelten Fragestellungen in ein neues Licht gerückt hätten. Vorteile des dem deutschen Leser nun zur Verfügung stehenden Sammelbandes sind dagegen die übersichtliche Gliederung, die gute Lesbarkeit und die Verständlichkeit der Texte, wozu die jeweilige Fokussierung auf zentrale Aspekte und die Beantwortung von Streitfragen in der Forschung, die zum Teil von der polnischen und deutschen Historiografie unterschiedlich beurteilt werden, erheblich beitragen.

Im ersten Kapitel, das den Forschungsstand und die Forschungsperspektiven der beiden Teile Preußens skizziert, werden das Herzogtum Preußen und Brandenburg in den Jahren 1525-1701, Quelleneditionen zur Geschichte der Ständevertretungen im Herzogtum Preußen, in Livland und Pommern unter komparativen Gesichtspunkten, der Einfluss der frühneuzeitlichen Konfessionalisierungen auf das Dreiecksverhältnis Polen, Herzogliches und Königliches Preußen (katholische, lutherische und verschiedene Konfessionen) sowie Untersuchungen zu der Politik, Verfassung, Kultur und dem Ständewesen beider Teile des Preußenlandes sowie des einen Sonderfall bildenden Ermland beleuchtet. Richtig zu stellen ist, dass es sich bei Brandenburg und dem Herzogtum Preußen in der Frühen Neuzeit nicht um Provinzen, sondern vielmehr um Territorien gehandelt hat, die erst nach 1815 zu Provinzen des preußischen Gesamtstaats geworden sind. Bei den Bemerkungen zur Ständevertretung in Livland fehlt der Hinweis auf eine siebenbändige Regestenpublikation, die

Albrechts Schriftwechsel mit Livland im Herzoglichen Briefarchiv, einem der wertvollsten Bestände des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz Berlin, erschließt.¹

Im zweiten, der polnischen und preußischen Politik in der Frühen Neuzeit gewidmeten Teil werden nach kurzem Blick auf die politischen und kulturellen Verbindungen Polens mit Westeuropa spezielle Probleme wie das Königliche Preußen als autonome Region der Krone Polen und seit 1569 der Adelsrepublik unter besonderer Berücksichtigung der rechtlichen, militärischen, administrativen und parlamentarischen Verhältnisse behandelt, wobei die Sonderstellung dieses Gebiets nach der Lubliner Union zunehmend im Schwinden begriffen war. Abweichend davon konnte – wie M. des Weiteren aufzeigt – das Herzogliche Preußen unter dem Großen Kurfürsten die seit 1525 bestehende polnische Lehnsherrschaft abschütteln, was sein Zusammenwachsen mit dem Hohenzollernstaat nachhaltig förderte. Dieser Prozess führte zur Lockerung des Verhältnisses zwischen beiden Teilen Preußens, das bis 1569 von vielen Gemeinsamkeiten bestimmt war.

Einen Schwerpunkt des Bandes bildet die Reformation in Polen und Preußen, die in facettenreicher Vielfalt, u.a. hinsichtlich der Rezeption der Wittenberger Reformation, des Einflusses der Zürcher und kalvinischen Reformation in Polen, der inneren Ursachen ihres dortigen Verfalls, der Ähnlichkeiten und Unterschiede des Verlaufs der Reformation in Preußen und Polen und der Sonderrolle des Herzogtums Preußen, die der Vf. vor allem auf die frühneuzeitliche Konfessionalisierung zurückführt – wobei allerdings offen bleibt, inwieweit dieser Raster wirklich greift –, dem Leser nahe gebracht wird. Das scheint mir z.B. im Begriff „konfessionelle Identitäten“ besonders diskussionsbedürftig zu sein. Für problematisch halte ich auch den Begriff „Bürgerkrieg“ zwischen Protestanten und Katholiken, da damals von Staatsbürgern im modernen Sinn kaum gesprochen werden kann. Ein eigenes Kapitel bildet die Behandlung des Thorner Religionsgesprächs von 1645, für dessen Scheitern M. weniger politische als vielmehr religiöse Gründe verantwortlich macht. Stärker hätte die Absicht des polnischen Königs Władysław IV. ins Spiel gebracht werden müssen, dadurch seine Position als Friedensvermittler neben dem Kaiser in der Endphase des Dreißigjährigen Krieges zu festigen.

Das vierte Kapitel „Kulturelles Leben in Polen und Preußen im 16. und 17. Jahrhundert“ eröffnet M. mit „Träumen von der Großmacht in der Adelsrepublik im 17. Jahrhundert“, in denen es allerdings mehr um politische und Machtkonzeptionen als um kulturelle Belange ging. Seiner Auffassung, die Adelsrepublik sei damals keinesfalls ein zweitrangiger Staat, aber auch keine Großmacht gewesen, deren wichtigstes Fundament der Weltanschauung, Lebensstil und Kunstgeschmack miteinander vereinigende Sarmatismus gebildet habe, ist grundsätzlich zuzustimmen. Weiterführender sind aber seine Ausführungen zur katholischen und Minderheitenkultur in Polen, wobei er zu Recht das Scheitern der dortigen Protestanten auf das Nichterreichen breiter Bevölkerungsschichten, vor allem der Bauern, zurückführt. Des Weiteren äußert sich der Vf. in diesem Kapitel zu einem Vergleich Marienburgs und Königsbergs als Hauptstädte des Deutschordenslandes, wobei dessen Bezeichnung als „geistliches Land“ fragwürdig ist. In seinen Bemerkungen zum „Bikamerismus in Ordenspreußen, Königlich-Preußen und Herzogtum Preußen vom 15. bis 18. Jahrhundert“ fehlt der Hinweis, dass stattdessen zumindest im Herzogtum Preußen seit Beginn der Neuzeit der Begriff „Kurien“ für die im Landtag vertretenen Stände angebracht sein dürfte.

Der abschließende fünfte Teil betrachtet die regionale und nationale Identität sowie die ethnischen und konfessionellen Minderheiten in Preußen und im nördlichen Polen (16.-

¹ ULRICH MÜLLER (Bearb.): Herzog Albrecht von Preußen und Livland. Regesten aus dem Herzoglichen Briefarchiv und den ostpreußischen Folianten, Bd. 1: 1525-1534, Köln u.a. 1996; STEFAN HARTMANN (Bearb.): Herzog Albrecht von Preußen und Livland. Regesten aus dem Herzoglichen Briefarchiv und den ostpreußischen Folianten, Bd. 2-7: 1534-1570, Köln u.a. 1999-2008.

20. Jh.). Diskussionsbedürftig ist die These, die Preußen hätten sich zurzeit des Dreizehnjährigen Krieges zu einer „politischen Nation“ entwickelt und damit eine Voraussetzung für eine „neupreußische Identität“ (S. 453) geschaffen. Das preußische Indigenat war eher Ausdruck eines regionalen Selbstbewusstseins als eines „Nationalgefühls“, das es damals noch gar nicht gab. Problematisch ist auch M.s Gleichsetzung von Polen und Masuren, die in der polnischen Historiografie bis heute vertreten wird. Beachtung verdient die Skizzierung des Nicolaus Copernicus als „Gelehrter, Thorner und Renaissancemensch“, in der M. hervorhebt, dass der große Astronom heute Deutsche und Polen eher verbinde als dass er sie trenne. Bemerkungen über die Ausstrahlung des Wirkens von Martin Luther, Philipp Melancthon und dem kalvinischen Reformator Johannes a Lasco auf das Preußenland, wobei der Letztere in seiner Reformationstätigkeit auch mit Ostfriesland und London verbunden war, schließen den informativen Sammelband ab, der die Kenntnisse des deutschen Lesers über das hier veranschaulichte Beziehungsgeflecht zwischen Polen und beiden Teilen Preußens in der Frühen Neuzeit erweitert.

Berlin

Stefan Hartmann

Géza Pálffy: Die Anfänge der Militärkartographie in der Habsburgermonarchie. Die regelmäßige kartographische Tätigkeit der Burgbaumeisterfamilie Angielini an den kroatisch-slawonischen und den ungarischen Grenzen in den Jahren 1560-1570. – A haditérképészet kezdetei a Habsburg Monarchiában. Az Angielini várépítész-család rendszerezett térképészeti tevékenysége a horvát-szlavón és a magyarországi határvidéken az 1560-1570-es években. Archivum Magyar Országos Levéltár. Budapest 2011. 108, 96 S., Text in Ungarisch und Deutsch, Kt., CD-Rom. ISBN 978-963-631-210-7. (€ 39,90.)

Die Erforschung historischer Karten ist schon seit langem ein fruchtbares Forschungsfeld und hat unter kulturwissenschaftlichen und interdisziplinären Fragestellungen in den letzten Jahren eine Konjunktur erlebt. Dass es sich aber nicht allein lohnt, bekanntes Material aus neuen Perspektiven und mit neuen theoretischen Ansätzen zu bearbeiten, sondern auch, die archivalische Überlieferung nach bislang übersehenen Nachrichten erneut zu durchforsten, beweist die hier anzuzeigende Arbeit von Géza Pálffy über die frühneuzeitliche Militärkartografie im Habsburgerreich und das diesbezügliche Wirken verschiedener Mitglieder der Burgbaumeisterfamilie Angielini.

Zu Beginn seiner Arbeit konstatiert P., dass eine Reihe von handgezeichneten Karten der kroatischen, slawonischen und ungarischen Grenzgebiete aus dem dritten Viertel des 16. Jh., die in Karlsruher, Dresdener und Wiener Sammlungen erhalten sind, bisher kaum die Aufmerksamkeit der Forschung erregt hätten. Diesem Mangel abzuwehren und einige offene Fragen rund um die Person des Nicolo Angielini, des Schöpfers einer bekannten Ungarnkarte, und einiger weiterer Verwandter unter Beiziehung von Archivmaterial aus Österreich, Ungarn, Italien und Deutschland zu klären, sind dann auch die erklärten Ziele des Vf.

Aufgrund von Akten aus der Wiener Hofkammer und des Wiener Hofkriegsrats (jeweils in den Beständen des Haus-, Hof und Staatsarchivs) gelingt es P. nachzuweisen, dass es sich bei Nicolo und Natale Angielini tatsächlich um zwei Brüder handelt und nicht um die Verwendung zweier Namensvarianten in Quellen und bisheriger Literatur für ein und dieselbe Person. Das Tätigkeitsspektrum der Brüder habe dabei nicht nur in Vermessungsarbeiten rund um den Bau von Verteidigungsanlagen und in der Zeichnung von Plänen und Festungsgrundrissen bestanden, sondern auch darin, die Grenzgebiete zum Osmanischen Reich zu kartografieren. Darüber hinaus nahmen sie an Burg- und Grenzvisitationen teil. P. gelingt es ferner, einen Sohn des Natale Angielini, der sich ebenfalls dem Beruf des Vaters und Onkels verschrieb, zweifelsfrei aus der Aktenüberlieferung nachzuweisen, so dass er zu Recht von einem Familienunternehmen spricht. Dessen Mitglieder hätten die kartografische Aufnahme der Gebiete an der kroatisch-slawonisch-ungarischen Grenze zum Osmanischen Reich planvoll durchgeführt und seien in dieser Funktion als früheste

Vorläufer einer regulären militärkartografischen Vermessung dieses Raumes anzusehen. Ihre Arbeitsergebnisse fanden nach P. Eingang in eine Reihe verschiedener Sammlungen und Atlanten mit handgezeichneten Karten in Wien, Karlsruhe und Dresden, deren Entstehung der Vf. plausibel nachzeichnet.

P. gibt seiner kurzen Monografie nicht nur eine Synopse der verschiedenen Grenzkarten, ihrer jeweils nachgewiesenen oder vermuteten Schöpfer, sondern auch reiches Abbildungsmaterial bei: Auf insgesamt 32 Farbtafeln werden die im Text erwähnten Karten und Festungsgrundrisse dargeboten. Auf einer CD-Rom findet sich nicht nur das gesamte Buch als geschützte pdf-Datei, sondern auch die besagten Abbildungen sind als pdf-Dateien einzeln aufgenommen worden. So können sie am Rechner vergrößert und damit in all ihren Details gewürdigt werden, die den Betrachtern der Abbildungen im Buch wegen des kleineren Formats der gedruckten Fassungen entgangen sein könnten. Neben dem Quellen- und Literaturverzeichnis gibt es auch einen das Werk zusätzlich erschließenden Index für Personen- und Ortsnamen.

Das Buch ist dankenswerter Weise zweisprachig konzipiert, was auch für die Indices gilt und einer breiteren Rezeption sicher förderlich ist. Eine abschließende redaktionelle Bearbeitung der deutschen Fassung wäre der Lesbarkeit des trotzdem verständlichen und ansonsten gelungenen Buches sicher zugutegekommen.

Kiel – Mainz

Maike Sach

Geteilt – Vereinigt. Beiträge zur Geschichte des Königreichs Ungarn in der Frühneuzeit (16.-18. Jahrhundert). Hrsg. von Krisztián Csaplár-Degovics und István Fazekas. (Edition Ungarische Geschichte. Studien, Bd. 1.) OEZ-Berlin-Verl. Berlin 2011. 398 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-940452-32-0. (€ 34,90.)

Obwohl der Fall der Mauer für die Geschichtswissenschaft der einstigen Ostblockstaaten neue Perspektiven eröffnet hat, „kann mit Recht behauptet werden, dass die ungarische Geschichtsschreibung und ihre Ergebnisse nur in bescheidenem Maße in der internationalen Fachliteratur präsent sind“ (S. 7). Dieses Motiv veranlasste das Osteuropa-Zentrum Berlin (OEZ) eine Buchreihe ins Leben zu rufen, die ausschließlich der ungarischen Geschichte gewidmet ist. Die in seinem Verlagsprogramm im Vergleich mit der polnischen und rumänischen Historiografie unterrepräsentierte ungarische Geschichtsschreibung soll gefördert werden, indem das OEZ Fachleuten ein deutschsprachiges Forum bietet. In den Regalen deutscher Bibliotheken sind nämlich die Werke ungarischer Historiker kaum vorzufinden, und wenn, so betreffen diese zumeist das 20. Jh. Der mit finanzieller und logistischer Unterstützung des OEZ gefertigte vorliegende Sammelband versucht diese Lücke zu füllen, indem er die neuesten Ergebnisse der ungarischen Geschichtsforschung zugänglich macht. Die Zielsetzung des Verlags korrespondiert mit den Bestrebungen der ungarischen Geschichtswissenschaft, die immer noch ein schweres Erbe mit sich trägt, nämlich den Verzicht auf die europäische Perspektive. Außer dem Mangel an Publikationsmöglichkeiten ist es zum Teil dem Umstand zuzuschreiben, dass sowohl die westliche Fachliteratur als auch das dortige Archivgut für ungarische Forscher lange Zeit so gut wie unzugänglich war. Auch wirkte sich negativ aus, dass die Zahl ausländischer Forscher, die ungarische Veröffentlichungen im Original lesen können, äußerst gering ist.

Die Wahl der Hrsg. fiel mit gutem Grund auf die frühneuzeitliche Geschichte Ungarns, deren Beurteilung sich in den vergangenen zwei Jahrzehnten grundlegend verändert hat. Das Autorenverzeichnis verrät dem Leser, dass in erster Linie die Vertreter der jüngeren Historikergeneration um Mitwirkung gebeten worden sind. Die wissenschaftliche Laufbahn dieser renommierten Forscher, Archivare und Hochschullehrer begann erst nach der Wende. Ihnen standen also jene Hindernisse nicht mehr im Wege, die ihre Vorgänger bei der Berufsausübung oftmals lähmten, wenn nicht sogar zum Rückzug zwangen. Nunmehr sind die zum Teil schon im Ausland geschulten Historiker in der Lage, ihren Forschungsbereich im europäischen Kontext zu interpretieren.

Allerdings kann die Liste der namhaften Verfasser nicht das zentrale Problem des Bandes verschleiern, nämlich dass die Auswahl der Beiträge seitens der Hrsg. keine feste Konzeption aufweist. Drei der insgesamt dreizehn Studien befassen sich mit der Türkenabwehr des Königreichs Ungarn, wodurch sich immerhin ein Schwerpunkt andeutet. Eine der Abhandlungen (verfasst von Zoltán B a g i) schildert die Teilnahme deutscher Fußtruppen im Langen Türkenkrieg an der Wende vom 16. zum 17. Jh. Der erhebliche finanzielle Beitrag der Kammergüter zur Grenzverteidigung wird ebenfalls besprochen (István Kenyeres) sowie der Kriegsdienst der deutschen Soldaten in den ungarischen Grenzfestungen (Béla Sarusi Kiss).

Die Studie über die Religionszugehörigkeit der Machthaber des Fürstentums Siebenbürgen im letzten Drittel des 16. Jh. (Ildikó Horn), die die Hintergründe der religiösen Toleranz dieses Vasallenstaates in einem anderen Licht erscheinen lässt, ist ebenso der Kirchengeschichte zuzuordnen wie die Studie zu einem organisatorischen Vorschlag Ivan Tomko Mrnavičs von 1624, der neue Erkenntnisse über die Positionen des Katholizismus auf der Balkanhalbinsel liefert (Antal Molnár). Die Abhandlung über das Bild der Osmanenherrschaft in den bosnischen Heldenepen bringt Aufschluss über die Eroberer südslawischer Abstammung, trägt aber gleichzeitig auch zur globalen Kulturgeschichte bei (Szabolcs Varga). Gleiches gilt für den Beitrag über das literarische und musikalische Wirken Gazi Girays, Herrschers und Heerführers der Krimtataren, der seine Werke schuf, während er im Langen Türkenkrieg auf ungarischem Boden überwinterte (Mária Ivancs).

Der politischen Sphäre sind drei Beiträge gewidmet. Nóra G. Etényi nimmt die wechselnde Ausgestaltung von Porträts Kaiser Leopolds in den Blick, Gábor Kármán beschäftigt sich mit der Machtrepräsentation des siebenbürgischen Herrscherhauses Rakóczi. Die dritte Veröffentlichung behandelt die Entscheidungsmechanismen und Prozeduren der neuzeitlichen ungarischen Landtage, und zwar unter methodologischen Gesichtspunkten (István M. Szijártó). Hervorzuheben sind drei Studien, die darauf abzielen, Grundlagen zu klären, und somit auch als Vorbild für die übrigen Beiträge hätten dienen können. Die Beziehungen des habsburgischen Ungarn zum Heiligen Römischen Reich werden von Géza Pálffy auf breiter Quellenbasis aus einem neuen Blickwinkel geschildert. István Németh erörtert die Grundzüge der Städtepolitik des königlichen Landesteils im 16. und 17. Jh. Die umfangreiche Übersicht von István Fazekas über die Frühneuezeitforschung ist für alle diejenigen unentbehrlich, die sich künftig mit der ungarischen Geschichte befassen wollen.

Aus Sicht des Rezensenten wäre es unbedingt angebracht gewesen, die Abhandlungen mit einer bestimmten Problematik zu verknüpfen, anstatt sie willkürlich auszuwählen. Was die Themenwahl anbelangt, so hätte man Themen in den Blick nehmen sollen, die in der ungarischen Historiografie bislang vernachlässigt oder gar verdrängt worden sind, von den speziellen Interessen der deutschsprachigen Leserschaft einmal ganz abgesehen. Es sei darauf hingewiesen, dass der Umfang der Studien zwischen acht und fünfzig Druckseiten variiert und somit äußerst uneinheitlich ausfällt. Von der Sorgfalt der Hrsg. zeugt jedoch das mit Akribie zusammengestellte Personen- und Ortsnamenregister.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass der vorliegende Band einen großen Erkenntnisgewinn für die ausländische Geschichtswissenschaft darstellt. Es ist darauf zu hoffen, dass man den nächsten Band der *Edition Ungarische Geschichte* möglichst bald in die Hand nehmen kann.

Pécs

Ferenc Végh

Revolution in Nordosteuropa. Hrsg. von Detlef Henning. (Veröffentlichungen des Nordost-Instituts, Bd. 6.) Harrassowitz. Wiesbaden 2011. 215 S., Ill. ISBN 978-3447-058353. (€ 34,-)

The first two decades of the twentieth century can be fairly characterized as a revolutionary period. In particular in East-Central and Eastern Europe, from Moscow to Berlin,

the status quo of 1900 was almost entirely shattered twenty years later. The problematic nature of “revolution” in German history – did Friedrich Ebert “betray” it or attempt to institutionalize its ideology? – is only too well known, but the concept and outcomes of revolution in East-Central Europe are much more thinly researched. The present volume attempts to fill in some of these historiographical *lacunae*. About half of the essays here focus on the 1905-1918 period, while others look into the concept of revolution in the nineteenth and later twentieth century. These papers were originally presented at a conference on “Nordosteuropa im Wirkungsbereich Deutschlands und Russlands”; the broad focus of that conference is reflected in the published papers.

The volume begins with an introductory essay by the editor which considers the diverse definitions of “revolution” and applies these concepts to the Baltic region. This essay is followed by a discussion by Barbara Vogel of “revolution” (or the lack thereof) in the German concept. Hans-Jürgen Bömelburg provides a sweeping overview of “Der Revolutions- und Aufstandsdiskurs in Polen (1789-1870)”, emphasizing the importance for Polish historical memory of “insurrection” as a revolutionary form.

Five essays examine the period 1905-1918, with a geographical focus on Russia, Poland, Lithuania, Finland, and the Jewish Pale of Settlement. For this reader the most stimulating among these are Dietlind Hüchtker’s analysis of “The Politics and Poetics of Transgression” in the Kingdom of Poland during 1905 and Tomas Balkelis’s look at the Lithuanian intelligentsia during the 1905 revolution. In both cases the authors take a fairly well-known event and provide interesting new interpretations, in Hüchtker’s article concerning the language of protest and riot in Polish cities, and in Balkelis’s piece on the complicated relations between Lithuanian national intelligentsia and “the people”. Hüchtker details the process by which agricultural and industrial strikes combined with a boycott of Russian institutions (the school strike) created a new form of mass politics. Balkelis emphasizes the importance of social components for the Lithuanian masses, both challenging and supplementing the national-cultural conceptions and demands put forth by Lithuanian national intellectuals such as Jonas Basanavičius.

The final three essays consider revolution in the context of the establishment and collapse of Soviet power. David Feest analyzes the events of the summer of 1940 in Estonia and – more importantly – how these events were later incorporated into a Soviet narrative of Estonian revolution or, alternatively, left out of this party-approved history. In the end, of course, the events of 1940 in Estonia, even with the most active “editing”, could not provide a convincing – much less inspiring – revolutionary narrative.

One rarely considers perestroika a form of revolution, but Rudolf Mark argues that the events of 1985 to 1991 in the USSR can indeed be viewed as a variant on this theme. Certainly Michail Gorbachev both emphasized his loyalty to *the* revolution (of October 1917) and insisted on the revolutionary character of his policies of glasnost and perestroika. In the end, however, the revolution – if it may be so designated – was an unintended one that swept away Gorbachev, the Soviet nomenklatura, and communism to the ashbin of history. Mark ends with an interesting discussion of recent Russian debates and analyses of the Gorbachev’s policies and legacy.

The volume ends with Daina Stukuls Eglitis’s theorizing of events in Latvia in the 1980s and 1990s as a variant of revolution. For Latvia, she posits, Soviet power had never been accepted as “normal”; thus revolution in this case meant a return to normalcy. Along these lines, Eglitis notes both ruptures with the immediate past (and attempts to recreate interwar Latvian conditions) and a more evolutionary approach, transforming institutions rather than radically eliminating them, in particular in social and economic spheres.

The essays collected in this volume provide a variety of new analyses of the concept of revolution in the context of Poland, the Baltic region, and Russia. This volume will be of particular interest for graduate students and specialists wishing to bridge the gap between theoretical models and historical facts.

Carbondale/IL

Theodore R. Weeks

Peter Lachmann: Durchflug. E.T.A. Hoffmann in Schlesien. Ein Lesebuch. Dt. Kulturforum östliches Europa. Potsdam 2011. 325 S., Ill. ISBN 978-3-936168-49-5. (€ 14,80.)

Es sind kaum zweihundert Jahre vergangen, seit E.T.A. Hoffmann, ein „Meister im Zeitsprung“, wie Peter Lachmann – Autor der jetzt edierten „schlesischen“ Anthologie des großen deutschen Spätromantikers – schreibt, „seine Fantasie schwersten Bewährungsproben“ (S. 9) aussetzte. Die Auswirkungen und Folgen davon erscheinen bis heute nicht minder verlockend. Besonders in Frankreich (gerade Gaston Bachelard und seine bahnbrechenden Hoffmann-Interpretationen!), Russland und heute in Fernost wurde und wird er zum Kultautor. Auch in Polen hatte er seine Sternstunden in den 1950er Jahren, als seine *Ausgewählten Werke* im Warschauer Czytelnik-Verlag in gelungenen Übersetzungen erschienen. Später schrieb man in akademischen Kreisen sporadisch über seine Aufenthalte auf polnischem Boden. So wurde Hoffmann nach L.s Worten „Teilchen eines Weltgeistes“ (ebenda), an den er glaubte. Gleichzeitig hielt er ihn sogar für zeitimmun: „Immer weiter fort und fort treibt der waltende Weltgeist; nie kehren die verschwundenen Gestalten, so wie sie sich in der Lust des Körperlebens bewegten, wieder: aber ewig, unvergleichlich ist das Wahrhaftige, und eine wunderbare Geistergemeinschaft schlingt ihr geheimnisvolles Band um Vergangenheit und Zukunft“ (S. 10).

Bei aller Popularität Hoffmanns auch in Polen sollte man den Schlesien-Anteil in seinem literarischen Schaffen keinesfalls überschätzen, sondern einfach als eine Materie ansehen, der bis jetzt kein besonderes Interesse gewidmet wurde. Das Buch von L. füllt ohne Zweifel so manche Lücke in der einschlägigen Forschung. Mit Erstaunen entdeckt man, dass der weltbekannte und -berühmte deutsche Romantiker in großen Anthologien der „schlesischen“ Literatur gar nicht existiert. Man kann sich fragen, ob seine diese Region betreffenden Texte nicht nur bei ihren Herausgebern zu wenig Beachtung gefunden haben – gerade auch angesichts des Umstands, dass sich in letzter Zeit aus vielen Richtungen wieder die Stimmen mehren, die zur Aufwertung und Nobilitierung Schlesiens, dieser so spektakulär reichen europäischen Kulturlandschaft, aufrufen. Auch deshalb scheint die Region heutzutage ihre alte Geltung allmählich zurückzugewinnen. In diesem Kontext kann man L. nur zustimmen, wenn er schreibt, dass Hoffmann auch heute noch, zumindest als Autor der hier versammelten und heuristisch kommentierten Texte, neu oder überhaupt erst zu entdecken ist.

So soll dieses Lesebuch mit Hoffmanns schlesienbezogenen Texten einerseits zur Nobilitierung der Region beitragen, zugleich aber auf den speziellen Stellenwert gerade dieser Texte in seinem Gesamtwerk hinweisen, einem Universum ohne Grenzen, aber doch mit deutlicher Ortsgebundenheit: L.s nüchterner Einschätzung nach solle in ihnen „eine auratische Landschaft mit der ungebunden schweifenden dichterischen Einbildung des zeitweise nach Schlesien verschlagenen Autors“ (S. 11) verschmelzen. Der neue Zugang zu diesen Texten ergibt sich hier hauptsächlich durch ihre Zusammenstellung unter dem Zeichen ihrer regionalen Relevanz. So könnten er und sein Schaffen „eine andere Perspektive auf Schlesien eröffnen, die sich aus dem persönlichen Erleben Hoffmanns ergibt, der Schlesien nicht besingt, sondern besucht“ (ebenda). Besser kann man das kaum ausdrücken ...

Hoffmann versprach sich von allen seinen Aufenthalten in Schlesien, von dessen bereits den Ruf einer romantischen Landschaft genießenden Aura einen therapeutischen Effekt, der ihm über das alte Königsberg-Trauma (die unglückliche Liebe zu Dora Hatt) hinweghelfen sollte. So würden, seinen eigenen Worten nach, allein schon „die romantischen Gebürgsgegenden in Schlesien“ im Stande sein, „eine Zentnerschwere Last“, die seinen Geist hier niederdrücke, „abzuwälzen“. Er werde freier atmen, wenn er „durch Obstalleen fahren wird“, die „mit ihren Blütendüften die Luft ringsumher besser parfümieren als ein paar hundert Flacons der Königsberger Damen die Ballluft“, die „so schwerdüstig die Tänzer einpresst, dass sie nicht Atem genug zum nächsten vis à vis einziehen können“ (S. 25).

Hoffmanns *Briefe aus den Bergen* bewegen sich so, L. zufolge, zwischen Literatur, persönlicher Aussage und Selbstinszenierung. In ihnen bediene sich Hoffmann aller ihm zu

dieser Zeit zur Verfügung stehenden Mittel, vor allem des entsprechend adaptierten Zeitstils der Empfindsamkeit und der spontan einbezogenen literarischen Werke anderer. Ironie und Selbstironie, der Import von Modellen aus seiner englischen Lieblingslektüre (Laurence Sterne und William Shakespeare): Dies seien die Werkzeuge gewesen, die Hoffmann zur Vertreibung seiner Betrübnisse und Verzweiflung, die aus angeblichen amourösen Niederlagen und Rückschlägen resultierten, eingesetzt habe. In seinen Briefen finde man demnach ein Experimentierfeld, auf dem Hoffmann seine später so virtuos beherrschten Instrumente – Humor und Ironie – auf die Probe gestellt habe.

Interessant ist, dass nach Hoffmanns Tod der Empfänger von Hoffmanns Briefen, sein bester Freund Theodor Gottlieb von Hippel, lange Jahre im oberschlesischen Oppeln als toleranter Regierungspräsident verbrachte, der u.a. dafür bekannt war, dass er der einheimischen polnischen Bevölkerung den Unterricht in deren Muttersprache gestattete. Hippel starb 21 Jahre nach Hoffmann in Bromberg, wobei die Umstände seiner letzten Lebensphase übrigens stark der sich stets am Rande des Ruins bewegenden Vermögenslage seines Freundes ähnelten: Hippel beendete seine Amtszeit in Oppeln in tiefer Armut.

Noch 1819 erholte sich Hoffmann von den Strapazen einer für ihn leidvollen Periode abermals in Glogau, diesmal bei seinem Freund Johann Samuel Hampe, der ein musikbegeisterter Zollbeamter war und in dieser Doppelrolle Hoffmann ziemlich verwandt. Hampe war, ähnlich wie Hoffmann in seinen Warschauer Jahren, *Spiritus movens* einer von ihm gegründeten Musikakademie in Glogau. Wie L. versichert, gehörte Hoffmanns zweiter Aufenthalt in Glogau, der gerade in die Mitte seiner gesamten Produktionszeit fällt, zu den glücklichsten Epochen seines Lebens und auch zu den produktivsten – sofern man kleine Meisterwerke ebenso gelten lässt wie große Arbeiten.

Von Breslau hielt Hoffmann seltsamerweise nicht viel; so schrieb er in einem Brief: „[I]ndessen glaube ich lauter Böses von dem Orte – Teuerung – Abgeschmacktes – Eigensinn – usw. [...] wissen Sie aber nur Schlechtes, so verschweigen Sie es nicht, und ich gebe das ganze Projekt, bis jetzt nur ein Embryo, auf“ (S. 115). Das hört sich für L. noch heute wie „eine vergebene Chance für ihn wie für die Stadt an der Oder an, von der aus so viele Künstler nach Berlin gefunden haben“ (S. ebenda) Später jedoch versöhnte sich Hoffmann teilweise mit der Stadt und knüpfte Kontakt zu dem Breslauer Lustspielfdichter und Journalisten Karl Schall, den er während seines dritten und letzten Aufenthalts in Schlesien 1819 kennenlernte. Über den Breslauer Verleger Josef Max konnte er dennoch nur Negatives schreiben.

Demgegenüber scheint heutzutage die kulturelle Erschließung des so traditionsreichen, multinationalen europäischen Gebiets auf einem überaus guten Weg und in vollem Gange zu sein. Mögen somit Hoffmanns Schlesien-Texte zu einer weiteren Rehabilitierung einer zu Unrecht vergessenen Region beitragen, auch wenn sie mit Sicherheit keinen Beitrag zur Regional- oder Heimatdichtung leisten, weil der Dichter Schlesien – wie bereits gesagt – nicht besang, sondern nur besuchte! Besonders Hoffmanns „schlesische“ Briefe erweisen sich als glänzender Speicher einer am eigenen Leib erfahrenen Aura und eignen sich bestens dafür, die literarische Geschichte des schlesischen Kulturraums aufzuwerten.

Poznań

Roman Dziergwa

Hans Dieter Zimmermann: Tschechien. (Die Deutschen und ihre Nachbarn.) Beck. München 2009. 253 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-406-57848-9. (€ 18,-.)

Die Deutschen und ihre Nachbarn – so lautet der Titel einer auf zwölf Bände angelegten Reihe, die, so heißt es im Klappentext, „den Deutschen Geschichte, Politik, Gesellschaft und Kultur“ der europäischen Nachbarländer vorstellt. Im Geleitwort der beiden Hrsg., Helmut Schmidt und Richard von Weizsäcker, ist die „Geschichte“ aus dieser Aufzählung überraschenderweise herausgefallen. Ihrer Ansicht nach gehe es darum, der Leserschaft auf ebenso knappe wie anschauliche Weise „Einblick in Politik, Gesellschaft und Kultur“ der einzelnen Nachbarn zu geben. Man müsse sich schließlich „von

mancherlei Vorurteilen untereinander“ befreien und „Verständnis für die jeweiligen Nachbarländer“ vertiefen, und im Übrigen sei der „Bedarf nach gemeinsamer europäischer Handlungsfähigkeit“ groß. Der Begriff der Nachbarschaft wird dabei durchaus eigenwillig verstanden, ist doch in der Reihe auch ein Band zu Russland vorgesehen – was wiederum in Polen durchaus Vorurteile befördern und Erinnerungen an die Begründung der deutsch-russischen Nachbarschaft heraufbeschwören könnte. Ziel der Reihe sei nicht, „lexikalisches Grundwissen zur politischen Bildung zu vermitteln“. Es gehe ihnen, so Schmidt und von Weizsäcker weiter, „vielmehr um lebendige Anschauung der Lebensverhältnisse bei den Nachbarn, auch um unsere Kenntnisse über das hinaus zu vertiefen, was wir auf vielerlei Reisen in uns aufnehmen“ (S. 5 f.).

Wie setzt man als Autor eine solche, alles andere als klare Regieanweisung um? Eine Antwort auf diese Frage wird zunächst davon abhängen, welcher Autor für einen solchen Band gewonnen wurde. Hans Dieter Z i m m e r m a n n, emeritierter Professor für Literaturwissenschaft an der Technischen Universität Berlin und seit 2008 Träger des Masaryk-Ordens, ist mit der jüngeren Kulturgeschichte Tschechiens ohne Frage eng vertraut. Unter seinen Publikationen finden sich zahlreiche einschlägige Titel wie *Kafka und das Judentum*, *Berlin und der Prager Kreis* oder *Rilke – ein europäischer Dichter aus Prag*. Als geschäftsführender Herausgeber der dreiunddreißigbändigen *Tschechischen Bibliothek* ist er darüber hinaus einem breiteren Publikum bekannt. Wer diese Schwerpunkte eines langen Forscherlebens genauer kennt, wird auch die Schwerpunkte der vorliegenden Darstellung – und deren Lücken – besser verstehen. Wer überdies noch das spezifische, ganz auf Verständnis und Verständigung abhebende Anliegen der beiden Hrsg. bedenkt (von denen der eine, von Weizsäcker, dem Leser ironischerweise auch als historisch handelnde Person der Wendejahre 1989/90 begegnet), der wird sich nicht wundern, dass er diesem Anliegen am Ende des Buches erneut begegnet: „Die Übel der Vergangenheit können nicht gelehrt werden, Historiker befassen sich mit ihnen, Schriftsteller schreiben darüber, doch gerade die Lehre aus der Vergangenheit weist uns den Weg in eine Zukunft, die frei sein sollte von Vorwürfen und von Vorurteilen“ (S. 239). Dieser erbauliche Satz aus dem Band *Tschechien* könnte fraglos in jedem der zwölf Reihenbände stehen.

Das vorliegende Buch ist ein Essay in 21 locker aneinandergereihten Kapiteln. Sieht man von den ersten fünf Abschnitten ab, die einen Einstieg in das Thema über die Kultur- und Gesellschaftsgeschichte des 19. Jh. anstreben, folgt die Darstellung vollständig der Chronologie: von den „dunklen Anfängen“ bis zur jüngsten Vergangenheit, überschrieben mit „1990 – Die Tschechen im Glück“. Es widerspricht in gewisser Weise dem Charakter eines Essays, dass die Darstellung alle paar Seiten durch grau unterlegte Exkurse unterbrochen wird, die allzusehr an das eingangs genannte „lexikalische Grundwissen“ erinnern: Mal handelt es sich um kleine Biogramme (in älteren Epochen vorwiegend von politisch Handelnden, in neuerer Zeit fast ausschließlich von Literaten), die man tatsächlich in jedem Lexikon besser nachlesen könnte, mal um ausgiebige Zitate. Eine problemorientierte Darstellung ist nicht angestrebt, Nachweise oder Literaturverweise sind offenbar nicht vorgesehen. Die zwei Seiten umfassenden „Literaturhinweise“ am Ende nennen etliche Bände der *Tschechischen Bibliothek*, einige recht willkürlich ausgewählte Titel vor allem zur tschechischen Kultur- und Literaturgeschichte des 19. und 20. Jh. sowie die Erstauflagen zweier grundlegender historischer Überblickswerke von Jörg K. Hoensch, die beide seit langem in verbesserten Neuauflagen vorliegen – es sind ausschließlich Titel in deutscher Sprache. Der Leser findet ferner im Anhang eine Zeittafel vor, die fast den doppelten Umfang besitzt. Welche Funktion die wenigen Schwarz-Weiß-Abbildungen haben sollen, bleibt unerfindlich: Sie sind weder von besonderer Attraktivität noch besitzen sie irgendeine Aussagekraft. Die Karten sind noch gesondert anzusprechen.

Der Einstieg ist ausgesprochen eigenwillig. Bevor der Leser so recht weiß, wo er sich eigentlich befindet, prasselt auf den ersten fünfzig Seiten in bunter Folge eine Vielzahl von Namen und damit verbundenen geistesgeschichtlichen Verortungen auf ihn nieder: von Johann Gottfried Herder über Bernard Bolzano, Jan Patočka, Josef Jungmann, František Pa-

lacký, Jan Kollár, Josef Dobrovský bis hin zu Karel Havlíček und vielen anderen. Hinzu kommt, dass bestimmte Zusammenhänge in diesem ersten Teil an verschiedenen Stellen verstreut zu finden sind. Dem Hinweis auf Palackýs monumentales Geschichtswerk zur böhmisch-mährischen Geschichte etwa, an dem sich zentrale Probleme des 19. Jh. veranschaulichen lassen, begegnet der Leser erstmals auf Seite 15, dann erneut auf Seite 33 und drei Seiten später ein weiteres Mal – und dies noch mit einander widersprechenden Angaben. Zwischen diesen einführenden Kapiteln und dem eigentlichen Geschichtsabriss findet sich ein schmaler Abschnitt über „Nationale Mythen“. Warum die fünf vorgestellten Mythen – in der im Buch vorgestellten Reihenfolge: die Hussiten im 15. Jh., die Schlacht am Weißen Berg 1620, die Schlacht auf dem Marchfeld 1278, die Gestalt Kaiser Karls IV. (1316-1378), schließlich Libuše, die mythische Stammutter der böhmischen Přemysliendynastie – nicht in zeitlicher Abfolge vorgestellt werden, bleibt ein Rätsel.

Die sprunghafte Darstellung ist bei den anschließenden, im engeren Sinn historisch-chronologischen Kapiteln weniger ausgeprägt, wenngleich stets zu finden. So springt der Autor etwa auf S. 128 direkt vom Jahr 1617 zur Wahl des Pfälzers auf den böhmischen Thron im Jahr 1619, den Prager Fenstersturz im Jahr dazwischen stellt er dem Leser dagegen erst einige Seiten später vor. Allgemein setzt Z., der andere Forschungs- und Arbeitsschwerpunkte besitzt, in diesen Kapiteln kaum eigene Akzente. Immerhin, in sachlicher Hinsicht ist seine Darstellung ausgeglichen, man wird keine groberen Verzerrungen der politischen oder religiösen Verhältnisse finden. Sensibler mag man die problematische Gewichtung des Autors beurteilen. Sie deutet sich auch in der Zeittafel an: Abgesehen von der bloßen Angabe der Regierungszeit Kaiser Karls VI. findet sich zwischen dem Ende des Dreißigjährigen Krieges 1648 und dem Ausbruch des Siebenjährigen Krieges 1756 (in der Zeittafel falsch 1757) kein einziger Eintrag – das genau muss das *temno*, die Zeit der Finsternis gewesen sein ... Angesichts des enormen Platzes, der an ganz verschiedenen Orten dem 19. Jh. eingeräumt wird, ist es zumindest erstaunlich, mit welcher Geschwindigkeit das nachfolgende Saeculum durchheilt wird: Auf S. 195 beginnt Kapitel 17 „München 1938: Die nationalsozialistische Okkupation“, auf S. 207 Kapitel 18 „1945: Odsun oder Vertreibung der Deutschen“, auf S. 217 Kapitel 19 „1948 und 1968: Die kommunistische Diktatur“, und weitere zwölf Seiten später befinden wir uns schon in dem bereits genannten Abschnitt zur Wendezeit.

Darüber hinaus ließe sich über Vieles diskutieren; etwa darüber, wer denn eigentlich „die Deutschen“ (S. 130) seien, von denen so oft die Rede ist, ohne die Deutschen in Böhmen, in Österreich oder in Deutschland irgendwie zu unterscheiden. Auch für andere Großgruppen hätte man sich manches Mal eine zurückhaltendere Bewertung gewünscht; dass „die Bevölkerung schuftete und darbt“ (S. 149), ist in einer solchen Pauschalität für alle Jahrhunderte problematisch; und dass man auf Seite 139 f. liest, dass alle Bischöfe und Prälaten im Böhmen des 17. Jh. „natürlich kaisertreu“ gewesen seien, um dann zehn Seiten später erst über Bohuslav Balbín eine prompte Widerlegung dieser Aussage zu erhalten, erstaunt gleichermaßen. Tatsächliche Fehler fallen dagegen weniger ins Gewicht: Hier und da werden Orte oder Personen falsch geschrieben („Mohács“, S. 116; „Přmysl Otokar II“, S. 243); nicht der katholische König Polens, sondern einzelne Adelsfamilien erlaubten den böhmischen Brüdern eine Ansiedlung auf ihren Herrschaften (S. 143); die dritte Teilung Polens fand bekanntlich 1795 statt, nicht 1799 (S. 46), und eine Angabe wie „nach 1806 im deutschen Bund“ (S. 43) ist zumindest missverständlich. Unnötig ist die unterschiedliche Schreibung von Personennamen – in einem Fall (S. 129) erscheint sogar auf einer Seite bei dem einen tschechischen Adligen der deutsche („Karl“), bei einem anderen wiederum der tschechische („Vilém“) Vorname.

Regelrecht ärgerlich dagegen ist die Art und Weise, wie die Ortsnamen geschrieben werden: „Die Ortsnamen werden hier durchweg in der tschechischen Form angeführt, unter der man sie heute auf der Landkarte findet“, heißt es einleitend (S. 17). Folgt man diesem Hinweis und betrachtet die drei Landkarten im Anhang („Die Länder der Böhmisches Krone unter den Luxemburgern“, „Die Tschechoslowakei und ihre Nachbarn, 1918-1938“,

„Nationale Entwicklung“), so findet man dort allerdings ausschließlich die deutschen Ortsnamensformen. Ein Grund hierfür ist offenbar, dass man keine eigene Karte zeichnen oder bezahlen wollte: Die Karte auf Seite 247 über das böhmische 14./15. Jahrhundert wurde schlichtweg aus dem *Handbuch der historischen Stätten: Böhmen und Mähren*, S. LXIV, abgekupfert – ohne Verweis auf diesen Band! Eine Konkordanz enthält Z.s Buch nicht. Diese gerade mit Blick auf den Reihentitel und die überbordende Rhetorik von Verständnis und Verständigung gänzlich unverständliche Praxis hat vielfach Verrenkungen zur Folge: So ist, um nur zwei Beispiele zu nennen, im wörtlichen Zitat eines Beitrags von Karel Havlíček aus den *Národní noviny* notgedrungen vom „Reichstag in Kremsier“ (S. 48) die Rede, auf der folgenden Seite aber wird über das „Parlament in Kroměříž“ gesprochen. Comenius wiederum lebte im „damals schwedischen, heute polnischen Elblag“ (S. 145) – da wird nicht einmal der polnische Name korrekt geschrieben.

Man wird den Band mit recht gemischten Gefühlen aus der Hand legen. Die gelieferte Begründung, eine Reihe *Die Deutschen und ihre Nachbarn* ins Leben zu rufen, überzeugt streng genommen ebenso wenig wie die konkrete Konzeption des vorliegenden Bandes. Hat man eine „lebendige Anschauung der Lebensverhältnisse bei den Nachbarn“ gewonnen, oder wurde einem nicht doch eher „lexikalisches Grundwissen zur politischen Bildung“ geboten? Im Grunde ist das Buch, das in der Reihe über Tschechien hätte vorgelegt werden sollen, längst geschrieben worden. Es stammt von Ferdinand Seibt, und sein Titel ist gleichsam programmatisch: *Deutschland und die Tschechen. Geschichte einer Nachbarschaft in der Mitte Europas*. Es wird empfohlen, auf diesen gedankenreichen Band zurückzugreifen, um etwas über diese Nachbarschaft zu erfahren und aus ihr zu lernen.

Stuttgart

Joachim Bahlcke

Secularization and the Working Class. The Czech Lands and Central Europe in the 19th Century. Hrsg. von Lukáš Fasora, Jiří Hanuš und Jiří Malíř. Pickwick Publications. Eugene/OR 2011. 256 S. ISBN 978-1-61097-014-3. (\$ 28,-)

In den letzten Jahren hat die wissenschaftliche Forschung zu Religion und Religiosität, sowohl in der Gegenwart als auch in der Vergangenheit, wieder an Aufmerksamkeit und Interesse gewonnen. Der vielfach postulierte Zusammenhang zwischen Modernisierung, wissenschaftlichem und wirtschaftlichem Fortschritt einerseits und Säkularisierung und Entkirchlichung andererseits, die Religion als rückständig und als schädlich für die zuerst genannte Entwicklung versteht, wird heute eher in Frage gestellt. Forschungskonzepte wie politische Religion¹ und zweites konfessionelles Zeitalter² hinterfragen die Selbstverständlichkeit der Verbindung von Modernisierung und Säkularisierung im 19. Jh. Der vorliegende Sammelband, herausgegeben von den Brünner Historikern Lukáš Fasora, Jiří Hanuš und Jiří Malíř im Anschluss an ein 2009 abgehaltenes Symposium, befasst sich mit genau diesem Fragenkomplex.

In der Einleitung betonen die Hrsg. zu Recht, dass weder Religiosität noch Säkularisierung ein wirklicher Forschungsgegenstand der tschechischen marxistischen Historiografie gewesen sind (S. x f.). Die besonderen Umstände gerade der tschechischen Arbeiterklasse im 19. Jh. erfordern eine weitere Erforschung dieses Themas. Die tschechischen Arbeiter waren im Vergleich zu der westeuropäischen Arbeiterklasse nämlich noch stark mit dem traditionellen, ländlichen Leben verbunden. Die soziale Frage wurde hier teilweise vom Nationalitätenkonflikt überschattet, der am Ende auch zur Spaltung der Sozialdemokratie in eine deutsche und eine tschechische Partei führte. Der hohe Säkularisierungsgrad in der

¹ EMILIO GENTILE: *Le religioni della politica. Fra democrazie e totalitarismi*, Rom 2001.

² OLAF BLASCHKE: *Das 19. Jahrhundert: Ein Zweites Konfessionelles Zeitalter?*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 26 (2000), S. 38-75.

heutigen Tschechischen Republik hätte ein weiterer Grund sein können, Forschungen zu dessen historischen Ursprüngen voranzubringen.

Der Sammelband ist übersichtlich nach einem einheitlichen Plan konzipiert und geordnet. Die ersten Beiträge befassen sich mit den zentralen Konzepten in ihrem tschechischen und mitteleuropäischen Zusammenhang. Sie bilden damit den thematischen Rahmen und theoretischen Hintergrund für den Rest des Bandes. Danach folgen vier Beiträge zum Thema Säkularisierung und Sozialdemokratie. Fünf Aufsätze über Säkularisierung und die Arbeiterklasse in unterschiedlichen lokalen Fallstudien bilden den letzten Teil.

Der erste Aufsatz von Miloš H a v e l k a problematisiert den Begriff der Säkularisierung als historisch gewachsenes und wachsendes Konzept. Die Idee, Säkularisierung sei ein notwendiges Nebenprodukt der Modernisierung, Religion müsse daher im Zuge der Moderne verschwinden, sei auf philosophische und wissenschaftliche Theorien des 19. Jh. zurückzuführen und als solche zu hinterfragen. H. unterscheidet zwischen Säkularisierung, Entkirchlichung und der von Max Weber formulierten „Entzauberung der Welt“. Jiří M a t ě j č e k präsentiert die Hypothese eines „tschechischen Modells“ der Industrialisierung und Säkularisierung. Jürgen S c h m i d t s Aufsatz über die Säkularisierung in der deutschen Arbeiterklasse und Roman H o l e c s Beitrag über die slowakischen Arbeiter gewährleisten die Einordnung des tschechischen Falles in den mitteleuropäischen Gesamtkontext.

Die Säkularisierung der tschechischen Arbeiterklasse steht im Mittelpunkt des zweiten Teiles. Malíř versucht festzustellen, ob dieser Prozess in der tschechischen Arbeiterklasse im 19. Jh. im Vergleich zu anderen sozialen Schichten einen Sonderfall darstellte. Pavel M a r e k betrachtet die Antwort der katholischen Kirche auf die Säkularisierung und stellt fest, dass sich besonders in Mähren ein katholisches Lager bilden und behaupten konnte. Fasora verwendet bei seiner Analyse des Antiklerikalismus in der tschechischen Sozialdemokratie den Begriff des „Milieus“. Das Fehlen einer eigenen sozialdemokratischen Subkultur im damaligen Österreich könnte laut F. erklären, warum trotz der massiven antiklerikalen Agitation in der Sozialdemokratie die Zahl der Kirchenaustritte zu vernachlässigen war.

Nicht alle Vf. sind der kritischen Herangehensweise der ersten Beiträge zum Thema der Säkularisierung gefolgt, widersprechen dieser sogar an einigen Stellen. In ihren jeweiligen Argumentationen betrachten Matějček und Marek die Säkularisierung noch immer als unvermeidbare Folge der westlichen Modernisierung und Industrialisierung.

Die Beiträge von Malíř und von Martin J e m e l k a, die sich mit der Rolle der antiklerikalen Agitation der Sozialdemokratie befassen, weisen einen in diesem Zusammenhang wichtigen Argumentationsfehler auf. Ihre Analysen gründen auf den Anstrengungen der tschechischen Sozialdemokratie um 1900, antiklerikale Propaganda in der Arbeiterklasse zu verbreiten. Es ist aber fragwürdig, verstärkte Aktivität und größere Auflagen antiklerikaler Publikationen als Hinweise für eine wachsende Säkularisierung in der Arbeiterklasse zu verstehen. Da sowohl diese Säkularisierung an sich als auch der Einfluss der Sozialdemokratie auf diesen Prozess hinterfragt werden müssen, wirkt es nicht überzeugend, einfach ihre ursächliche Verbindung zu postulieren und der Sozialdemokratie eine signifikante Beitragsleistung zuzusprechen (S. 110-114). Da Schmidt und Fasora in ihren Aufsätzen diese Verbindung aber gerade in Frage stellen, indem sie auf das Aufkommen der christlich-sozialen Bewegung und auf die bemerkenswert niedrige Zahl der Kirchenaustritte in der Arbeiterklasse hinweisen, enthält der Sammelband hier inhaltliche Widersprüche.

Matějček spricht in seinem Aufsatz das mit dem Forschungsgegenstand verbundene Quellenproblem an. Der Säkularisierungsprozess verlief bis 1918 eher unsichtbar, weil er zunächst nicht oder kaum mit direkten Kirchenaustritten verbunden war. Mangels Memoiren oder Erinnerungen aus der tschechischen Arbeiterklasse, die einen Einblick in das religiöse Leben gestatten könnten, sind Historiker auf Berichte von Außenseitern, Polemiken zwischen Kirche und Freidenkern oder Sammlungen aus sozialistischer Perspektive angewiesen (S. 24 ff.). Wie bereits angedeutet, lässt die Aktivität der Freidenkervereine allein noch keine Rückschlüsse auf das Ausmaß der Säkularisierung zu. Alle Beiträge kreisen um

das Problem, die Säkularisierung in der tschechischen Arbeiterklasse ohne direkte Quellen mittels indirekter Hinweise zu erfassen. Die Feststellung, dass der Sammelband weder Antworten noch Lösungen für diese Forschungslücke bietet, ist den Hrsg. daher nicht vorzuwerfen. Der Sammelband ist ein packendes dokumentarisches Zeugnis der historiografischen Schwierigkeiten bezüglich der Säkularisierung im 19. Jh.

Münster

Kristian Mennen

Bildungskonzepte und Bildungsinitiativen in Nordosteuropa (19. Jahrhundert). Hrsg. von Anja Wilhelmi. (Veröffentlichungen des Nordost-Instituts, Bd. 10.) Harrassowitz. Wiesbaden 2011. 409 S., 4 Ill., 16 graph. Darst. ISBN 978-3-447-06503-0. (€ 38,-.)

Im Jahre 2007 fand am Lüneburger Nordost-Institut eine Tagung im Rahmen des Forschungsprojekts „Nordosteuropa im Wirkungsbereich Deutschlands und Russlands im 18.-20. Jahrhundert. Begriffe, Prozesse, Diskurse“ statt. Die Initiatorin war Anja Wilhelmi. Als Ergebnis der Tagung ist der vorliegende Sammelband erschienen, in dem 23 Autoren aus Deutschland, Estland, Lettland, Litauen, Polen, Russland und der Schweiz ihre Forschungsergebnisse vorwiegend zu verschiedenen Bildungsthemen im Russischen Reich präsentieren. Dass dieses Thema aufgegriffen wurde, ist sehr zu begrüßen, weil in deutscher Sprache nicht genügend über das Bildungswesen und die damit verbundenen Probleme des multinationalen Russischen Reiches bekannt ist. Damit lässt sich auch rechtfertigen, dass einige der im Sammelband abgedruckten Beiträge Übersetzungen ins Deutsche sind, die bereits in einer anderen Sprache publiziert worden sind.

Zum Auftakt des Bandes finden sich zwei einführende Beiträge, die sich mit der Entwicklung des Bildungsbegriffs und der Bildungskonzepte in der deutschen Gesellschaft (Detlef Gaus) und speziell in Nordosteuropa (Jan Kusber) im 19. Jh. auseinandersetzen.

Danach folgen Einzeluntersuchungen. Fünf von ihnen sind den Universitäten des Russischen Reiches gewidmet. Andrej Andreev beschreibt die Entwicklung der Universitätsgesetzgebung und deren Einfluss auf den Unterricht der russischsprachigen Universitäten während des langen 19. Jh. Trude Maurer analysiert die Beziehungen zwischen Stadt und Universität im Russischen Reich. Eine zentrale Position nimmt in ihrem Aufsatz die Universität Dorpat ein. Hartmut Rüdiger Peter untersucht in seinem Beitrag, wieviele Studenten aus Russland am Anfang des 20. Jh. an deutschen Universitäten studiert und warum sie nicht in ihrer Heimat den Weg an eine Universität gefunden haben. Er weist nach, dass eine sehr große Anzahl der Studenten aus Russland Juden gewesen sind. Jan Hecker-Stampel beschreibt die Auffassung des finnischen Gelehrten Johan Vilhelm Snellmann von der Rolle der Universität in der Gesellschaft. Arkadiusz Janicki analysiert die Herausforderungen der universitären und technischen Ausbildung in den westlichen Gouvernements des Russischen Reiches, wo die Zentralregierung polnischen Hochschulen viele Hindernisse in den Weg stellte.

Sechs Beiträge sind den Problemen der Grund- und Mittelschulbildung in den Ostseeprovinzen Russlands gewidmet. Der gelungenste Aufsatz des Sammelbandes gehört zu diesem Themenkreis: Michael Garleff setzt sich ausführlich mit den Bildungsproblemen im deutschbaltischen Schulsystem auseinander und zeigt, wie aktiv innerhalb der deutschbaltischen Gesellschaft über den Anteil der humanistischen und der realen Bildung diskutiert wurde. Vija Daukšte behandelt in ihrem Aufsatz eine ähnliche Thematik wie Garleff, konzentriert sich aber auf die Volksschulbildung in den Ostseeprovinzen gegen Mitte des 19. Jh. Überzeugend schreibt Gvido Straube über die bäuerliche Bildung während der schwedischen Zeit in den Ostseeprovinzen. So sei es im heutigen Lettland und Estland gängige Meinung, dass die schwedische Regierung mit ihrer Schulpolitik im 17. Jh. ein enormes Niveau erreicht habe. Straube beweist aber, dass dies nicht der Fall gewesen ist und die Schulpolitik nicht so estenfremdlich war, wie behauptet wird. Darius Staliūnas schildert in seinem Beitrag die Einführung der russischen Sprache in der Grundschulbil-

dung in Litauen und Belarus nach dem Aufstand von 1863/64. Die Probleme des Bildungssystems im geteilten Polen analysiert in ihrem kurzen Überblick auch Ewa Skorpia. Ihr polnischer Kollege Leszek Zasztowt setzt sich in seinem Beitrag mit dem weit verbreiteten System der illegalen Schulen im Wilnaer Lehrbezirk in den 1870er Jahren auseinander, wo in der Muttersprache gelernt wurde.

Ein Teil des umfangreichen Sammelbandes ist dem jüdischen Bildungswesen im Russischen Reich gewidmet. Desanka Schwarzara verfolgt die Bildungsprobleme der jüdischen Gemeinden im Russischen Reich und zeigt, dass die generelle Entwicklung und das wachsende Nationalgefühl innerhalb des multinationalen Russischen Reiches die jüdische Jugend stark beeinflusst habe. Eglė Bendikaitė veranschaulicht, wie die Bildungspolitik des Russischen Reiches im Wilnaer Lehrbezirk die jüdische Bevölkerung an den Zionismus bzw. den sozialistisch geprägten Bundismus herangeführt hat.

Der umfangreichste Teil des Sammelbandes ist der Frauenbildung im Russischen Reich gewidmet. Natal'ja Puškareva richtet den Blick auf die häusliche Erziehung adliger Mädchen am Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jh. Beate Fieseler beschreibt die Anfänge der Mädchenbildung im Russischen Reich in der Mitte der 1850er Jahre und schildert, wie die Zahl der Mädchengymnasien zwischen 1865 und 1911 von 29 auf 679 anwuchs. Meistens besuchten Adlige und Stadtbewohner diese Gymnasien. Einem ähnlichen Thema ist der Beitrag von Yvonne Piesker gewidmet, insbesondere analysiert sie das Frauenstudium in weiterführenden Kursen und an Universitäten im Russischen Reich. Die Mädchenbildung in den westlichen Provinzen des Russischen Reiches und im Königreich Polen in der zweiten Hälfte des 19. Jh. nimmt Dietlind Huechtker in den Blick. Wilhelm untersucht für denselben Zeitraum die Probleme der deutschbaltischen Mädchenbildung in den Ostseeprovinzen Russlands. Lea Leppik (Tartu) sucht in ihrem Beitrag eine Antwort auf die Frage, welche Möglichkeiten Frauen hatten, an der Universität Dorpat bis 1905 Pharmazie, Geburtshilfe und Krankenpflege zu studieren. Sirje Tamul zeigt, wie verbreitet die Handarbeits- und Haushaltsschulung bei den Estinnen im 19. und zu Beginn des 20. Jh. gewesen ist. Mit der Frauenbildung in Finnland im 19. Jh. setzt sich Ralf Müller auseinander.

Obwohl in dem vorliegenden Sammelband sehr viele unterschiedliche Themen und Stufen der Bildung im Russischen Reich erhellt werden, bedürften diese Themen weiterer Erforschung. Gänzlich fehlen aber Beiträge zur kirchlichen, militärischen und angewandten (forstwissenschaftlichen, tierärztlichen, technischen) Bildung in Russland. Der Hrsg. ist dies auch bewusst (S. 9 f.). Die ursprünglich in unterschiedlichen Sprachen verfassten Beiträge, die hinsichtlich ihres Inhalts recht bedeutende Qualitätsunterschiede aufweisen, haben sehr große Herausforderungen an sie gestellt, um einen homogenen Sammelband präsentieren zu können. Größtenteils ist ihr das gelungen, obgleich die Terminologie für ein historisches Buch zu modern klingt, die benutzte Literatur oft sekundären und nicht Quellencharakter hat und historische und heutige Begriffe manchmal durcheinander geraten. So gab es ja im 19. Jh. kein Estland oder Lettland, wie Daukste in der Überschrift zu ihrem Beitrag nahelegt. Forscher, die sich für die Bildung und Bildungsformen im Russischen Reich interessieren, finden in dem Sammelband dennoch ohne Zweifel wichtige Themen und Anregungen für eigene Forschungen.

Tartu

Erki Tammiksaar

Polish-Irish Encounters in the Old and New Europe. Hrsg. von Sabine Eggert und John McDonagh. (Reimagining Ireland, Bd. 39.) Lang, Bern u.a. 2011. XVII, 304 S., Ill., graph. Darst. ISBN 978-3-0343-0253-1. (€ 48,70.)

Der Sammelband enthält die Referate einer Tagung, die im Oktober 2008 am Mary Immaculate College der Universität von Limerick stattgefunden hat. Angeregt wurde sie durch die polnische Immigration nach Irland. Für Irland war das eine völlig neue Erscheinung. Das ehemalige Emigrationsland war zu einem Immigrationsland geworden.

Wie geht man in Irland mit diesem für Irland völlig neuen Problem um? Mit dieser Frage beschäftigen sich die meisten Beiträge. Geschrieben sind sie vor allem von Migrationsforschern. Einige Kultur- und Literaturwissenschaftler haben Beiträge über die Literatur und Fotografie in Irland und Polen beige-steuert – alles sehr interessant. Doch gilt dies mehr für Migrationsforscher sowie Kultur- und Literaturwissenschaftler als für Historiker. Letztere werden sich vermutlich mehr für die Aufsätze zu historischen Themen interessieren. Davon gibt es aber insgesamt nur vier. John Belchem behandelt das Problem der irischen und polnischen Migration in historischer Perspektive. In einem weiteren von Róisín Healy geht es um die Katholische Kirche in Irland und Polen in der Zeit von 1848 bis 1867 am Beispiel des irischen Erzbischofs Paul Cullen, der seine irischen Glaubensgenossen im Jahr 1864 aufgerufen hat, sich für die polnischen Katholiken zu engagieren, die im russischen Teilungsgebiet verfolgt werden würden. Eine interessante Spezialstudie ist dem irischen Diplomaten Sean Lester gewidmet, der von 1934 bis 1937 Hochkommissar des Völkerbundes in der damals Freien Stadt Danzig war. Schließlich ist noch der (etwas merkwürdige) Versuch von Jonathan Murphy zu nennen, Parallelen zwischen der irischen und polnischen Grenzfrage zu ziehen. Gemeint sind die (bis 1998 erhobenen) Ansprüche der Republik Irland auf Nordirland und die Versuche Polens, Ansprüche der Bundesrepublik Deutschlands auf ihre westlichen Territorien abzuwehren, was spätestens nach den Ostverträgen von 1970 nicht mehr notwendig war.

Wie passt das alles zusammen? Warum wird nicht von irisch-polnischen Beziehungen, sondern von „Polish-Irish Encounters“ gesprochen? Offensichtlich, weil es hier wirklich primär nur um die Begegnungen der polnischen Einwanderer mit ihrer neuen irischen Heimat oder ihrem Gastland geht und gehen soll. Anzumerken wäre noch, dass der Begriff „encounter“ nicht definiert oder gar von „relation“ (Beziehung) abgegrenzt wird. Dies ist schade! Iren und Polen sind sich nämlich nicht erst in diesem Jahrhundert „begegnet“, sie hatten schon vorher einiges gemeinsam; zunächst und vor allem, dass sie bis ins 20. Jh. hinein nicht über einen Nationalstaat verfügt haben. Neben der polnischen gab es auch eine irische Frage. Und sie kann man genauso wie die irische und polnische Nationalbewegung miteinander vergleichen. Vergleichbar sind aber auch die Auto- und Heterostereotypen der – tatsächlich – katholischen und – angeblich – ungebildeten (um hier nicht noch schärfere deutsche und englische Beschimpfungen zu zitieren) Iren und Polen.

Diese durchaus vergleichbaren historischen Erfahrungen und Stereotypen, die beide Nationen gemacht haben und denen sie ausgesetzt waren, haben sich mit Sicherheit auch auf ihre „Begegnungen“ ausgewirkt. Danach hätte man durchaus fragen können. Und wenn man die „Polish-Irish Encounters“ schon unter dem Label „Migration“ abhandelt, dann hätte man das alles auch mit anderen Migrationen vergleichen können. Doch beides kann ja noch kommen. Wichtige Anregungen dazu bietet dieser Sammelband zu einem Problem der Gegenwart, das jedoch wie viele andere auch historische Ursachen hat.

Angesprochen sind oder sollen sich auch Historiker fühlen, die sich mit der polnischen Geschichte und Gegenwart im Allgemeinen, der deutsch-polnischen Beziehungsgeschichte im Besonderen beschäftigen. Die Geschichte und Gegenwart der irisch-polnischen Beziehungen kann sie einiges lehren. Das ist oder wäre gut so, weshalb man auch den vorliegenden Sammelband nicht schlecht machen sollte.

Berlin

Wolfgang Wippermann

Monika Krupar: Tschechische juristische Zeitschriften des 19. und 20. Jahrhunderts. (Schriften zur Rechtsgeschichte, Bd. 152.) Duncker & Humblot. Berlin 2011. 328 S. ISBN 978-3-428-12883-9. (€ 78,-.)

Das hier zu besprechende Buch wurde 2008 vom Fachbereich Rechtswissenschaft der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main als Dissertation angenommen, und so kann man Monika Krupar zum Erwerb des Dokortitels gratulieren. Sonst gibt es

aber keinen Grund zu Freude, denn die so honorierte Arbeit wird auf keine Weise normalen wissenschaftlichen Standards gerecht.

Der Titel deckt sich nur teilweise mit dem Inhalt (tschechische Zeitschriften nach 1948 werden nicht behandelt, dafür aber deutsche Zeitschriften auf dem Gebiet der Tschechoslowakei 1920 bis 1944), und eine von Forschungsfragen und -problemen getragene Problemstellung fehlt völlig. Zudem besteht die rein deskriptive, inhaltlich mitunter unregelmäßige Darstellung in ihrer überwältigenden Mehrheit entweder aus Paraphrasen verschiedener, oft offenbar zufällig ausgewählter, veralteter oder für das Thema marginaler Sekundärquellen oder aus unkommentierten Zitaten, die sich zwischen einer halben und zwei Seiten erstrecken. Die Teile der Arbeit, die den einzelnen juristischen Zeitschriften gewidmet sind, könnte man als „Zitatmosaik“ bezeichnen, denn es gibt ganze Unterkapitel, die nach einer minimalen Einleitung *nur* aus einem Zitat bestehen. Als typisches Beispiel lässt sich Kapitel 3 B. II anführen, wo der gesamte selbständige Beitrag der Vf. aus dem folgenden Satz besteht: „Anliegen und Ziele der ‚Samosprávný obzor‘ werden im Vorwort zum ersten Band knapp zusammengefasst.“ (S. 196). Schätzungsweise machen Zitate mehr als 75% der empirischen „Untersuchung“ der Zeitschriften aus.

K. entwickelt keinen eigenen Begriffsapparat und übt keine Quellenkritik. Das führt in den Kapiteln, die eine historische Kontextualisierung liefern sollen, zu einer Fülle von empirischen Fehlern und chronologischen und terminologischen Merkwürdigkeiten. Das Chaos wird noch dadurch verstärkt, dass die Vf. unreflektiert Diskurse und Werturteile aus den von ihr paraphrasierten Quellen übernimmt. So redet sie mal deutschnational, mal tschechisch-national (wir hören z.B. mehrfach von der „Befreiung“ der Prager Universität im Jahre 1918), manchmal sogar marxistisch-leninistisch: „Darüber hinaus geriet Thurn-Taxis durch seine finanzielle Unterstützung der polono-sowjetischen Sektion und der Radikaldemokraten in schwere Finanznot“, schreibt die Autorin mit Hinweis auf einen 1957 in Prag erschienenen Aufsatz (S. 155), ohne zu erklären, um welche „Sektion“ es sich handelt oder wie diese in den 1860er Jahren „polono-sowjetisch“ sein könnte!

Die merkwürdige Behauptung kann die Folge einer ungenauen Übersetzung sein, denn solche gibt es auch. So bedeutet „Na prahu nové doby“ nicht „Neue Zeiten über Prag“ sondern „An der Schwelle einer neuen Ära“ (S. 239). Generell beherrscht die Vf. zweifelsohne Tschechisch, umso mehr verwundert die folgende Aussage: „Die Ausbildung der tschechischen Rechtsbegriffe bereitete große Schwierigkeiten, da es viele Unterschiede zwischen der deutschen und der tschechischen Grammatik gab. Im Tschechischen musste zum Beispiel stets das Adjektiv dem Substantiv vorangehen“ (S. 79). Die letzte Behauptung ist schlichtweg falsch, und gerade in dieser Frage unterscheiden sich die tschechische und die deutsche Wortfolge wenig. Auch wird nicht erklärt, wie grammatikalische Unterschiede *an sich* die Ausbildung einer tschechischen Rechtsterminologie hätten erschweren können. Wird hier angedeutet, dass die tschechische Sprache aus strukturellen Gründen für solche Zwecke weniger geeignet sei als die deutsche!? Die Frage nach der Dauer der Ausbildung einer kohärenten tschechischen Rechtsterminologie und nach den Ursachen möglicher Schwierigkeiten dabei ist durchaus relevant; leider wird sie aber an keiner Stelle systematisch gestellt oder beantwortet.

K. leitet ihre kurze „Schlussbetrachtung“ auf folgende Weise ein: „Bei der Gesamtbeurteilung wird deutlich, dass die gesamte tschechische Kultur auf deutschem Gedankengut aufgebaut war“ (S. 311). Diese pauschale Abwertung aller eigenständigen tschechischen Kulturleistungen wird als zeitlose Wahrheit präsentiert, ohne dass nachgefragt würde, ob diese Abhängigkeit sich mit der Zeit (mit der erfolgreichen Entwicklung der tschechischen Nationalgesellschaft) veränderte oder verkleinerte, also ob die Lage 1930 eine andere war als im Jahr 1830. Hinzu kommt, dass diese Frage nur sporadisch mittels einer Analyse des Inhalts der juristischen Zeitschriften übergeprüft wird und dass K.s Untersuchungsdesign eine solche Nachprüfung eigentlich nicht erlaubt. Ohne jede Begründung begrenzt die Autorin nämlich ihren Vergleich tschechischer und deutscher Zeitschriften auf die Zeit nach 1918 (über deutschsprachige juristische Zeitschriften aus Böhmen, Mähren oder

Österreich vor 1918 und deren möglichen Einfluss auf die Gestaltung der tschechischen Zeitschriften erfahren wir nichts) und konstatiert (in einer der sehr seltenen selbständigen Bewertungen der Quellen) lediglich zusammenfassend, „dass sich die behandelten Themen kaum unterscheiden“ (S. 308). Warum dies der Fall ist oder in welchem Maß tschechische und deutsche Juristen der Ersten tschechoslowakischen Republik z.B. zu Zeitschriften in beiden Sprachen beitrugen, wird aber nicht behandelt.

Nationale Identität und Zugehörigkeit versteht die Autorin nahezu durchgängig primordialistisch, d.h. sie stellt die „naturegegebene“ Existenz zweier Völker in Böhmen und Mähren nicht in Frage. Von Rudolf Thurn-Taxis erfahren wir, dass er „sich als deutscher Adeliger zum Tschechentum bekannte, und tschechischer war als viele seiner tschechischen Freunde“ (S. 17; fast wortgleich auch S. 311), leider ohne dass wir lernen, wie K. zu diesem Schluss kommt, also wie man z.B. den Grad der „Tschechischkeit“ eines Tschechen messen kann. Bei dieser scharfen tschechisch-deutschen Dichotomie überrascht es, wenn auf S. 33 ein „Programm der böhmischen Bevölkerung“ auftaucht; die Überraschung dauert aber nur so lange, bis man versteht, dass Krupar hier eine Quelle paraphrasiert, die „böhmisch“ im Sinne von „ethnisch-tschechisch“ verwendet. „Český“ kann je nach Kontext „böhmisch“ oder „tschechisch“ bedeuten, eine Polysemie, die K. aber in Schwierigkeiten bringt. So spricht sie wiederholt vom „tschechischen Recht“ (S. 29, 149, 177), ohne je zu erklären, was diese Größe in der Zeit vor 1993 bedeuten könnte. Recht geht ja nicht von den imaginierten Gemeinschaften aus, die Nationen genannt werden, sondern von Staaten und gesetzgebenden Versammlungen. Böhmisches, mährisches, österreichisches oder tschechoslowakisches Recht ergibt also unmittelbar Sinn, „tschechisches Recht“ dagegen bedarf einer näheren Erläuterung.

Auch handwerklich hat die Arbeit große Schwächen. Eine redaktionelle Betreuung hätte unzählige Wiederholungen beseitigen können, und es verwundert, dass niemand die Autorin darauf aufmerksam gemacht hat, dass man beim Zitieren eines Zeitschriftenaufsatzes den Autor und den Titel des Beitrags angeben muss. Darauf wird in den Fußnoten fast überall verzichtet, und im Literaturverzeichnis (in dem nur ein Bruchteil der zitierten Aufsätze angeführt ist) beschränkt sich die Vf. darauf, die Anfangsseite einer jeden Arbeit anzugeben. Ich kann nur hoffen, dass diese Beobachtungen sowohl im Verlag wie auch an der Goethe-Universität Anlass zu kritischer Selbstreflexion geben.

Aarhus

Peter Bugge

Zwischen Bazar und Weltpolitik. Die Wiener Weltausstellung in Feuilletons von Max Nordau im *Pester Lloyd*. Hrsg. von Hedwig Ujvári. (Geschichtswissenschaft, Bd. 17.) Frank & Timme. Berlin 2011. 733 S. ISBN 978-3-86596-336-9. (€ 98,-)

Über den später durch *Die conventionellen Lügen der Kulturmenschheit* (1883) berühmt gewordenen Max Nordau, Autor der hier (S. 131-719) nachgedruckten Berichte über die Wiener Weltausstellung, erfährt die Leserin oder der Leser in diesem Band praktisch nichts, nehmen wir die wenigen Erwähnungen auf S. 65-72 aus. Hedwig Ujvári verweist nur auf ihre eigene Monografie.¹ Stattdessen bietet sie, bevor sie auf das „Großereignis Weltausstellung“ eingeht, in der Einleitung zunächst einen „Abriss der deutschsprachigen Presselandschaft in Ungarn“ von den Anfängen im 18. Jh. bis 1876, die für die Zeit nach dem österreichisch-ungarischen Ausgleich 1867 durchaus informativ ist, für die davor liegende Zeit allerdings nicht überzeugen kann: So hat sich, folgt man der Autorin, Karl Gottlieb von Windisch 1764 für seine *Preßburger Zeitung* für „eine Nationalitätensprache“ entschieden (S. 17), obwohl es Nationalitäten in diesem Sinne in Ungarn erst nach dem Ausgleich 1867 gegeben hat. Deutsch war die Sprache der bürgerlichen Gesell-

¹ HEDWIG UJVÁRI: Dekadenkritik aus der „Provinzstadt“. Max Nordaus Pester Publizistik, Budapest 2007.

schaft, deshalb hat Ludwig Schedius 1802 bei seiner *Zeitschrift von und für Ungern* diese Sprache gewählt, weil „auf Deutsch [...] am häufigsten gelesen“ wurde (S. 23). Der Anfang des Textes zum *Ungarischen Lloyd* (S. 39 ff.) stammt wortgleich aus einem 2007 erschienenen Aufsatz der Autorin.²

Nach dem weit ausgreifenden Einstieg über die Pressegeschichte skizziert U. – nach einer Einführung in die Gattung des Feuilletons unter Rückgriff vor allem auf ältere Literatur – knapp auf Grundlage von Sekundärliteratur das „Großereignis Weltausstellung“ und ihre politische Rolle, bevor sie im abschließenden Einführungskapitel „Feuilletons über die Wiener Weltausstellung in der ungarländischen deutschsprachigen Presse“ die Darstellung der Weltausstellung durch Nordau und – mit reichlich Textzitativen – die übrige Budapester deutschsprachige Presse zusammenfasst, als ob es außerhalb der Hauptstadt im damaligen Ungarn keine deutschsprachige Presse gegeben hätte. Auf einen Vergleich mit der Darstellung in der ungarischsprachigen Presse des Ausstellungsjahrs verzichtet sie.

Lesenswerter als die nach Darstellung und Konzeption flüchtige Einführung sind Nordaus Texte, die U. thematisch geordnet hat und deren chronologische Folge dem dritten Abschnitt der „Notizen zu den am häufigsten vorkommenden Begriffen und Personen“ entnommen werden kann. Nordau war ein gewiefter Journalist, der zu beobachten und zu schreiben verstand, so dass seine die gesamte Weltausstellung begleitenden Berichte für das im gerade zu einer Stadt vereinigten Budapest gedruckte Feuilleton interessant und durchaus amüsant zu lesen sind. Die Frakturschrift der Originale ist durchweg in die Antiquaschrift des Abdrucks übertragen worden, kleine Fehler wie das „Luftschloss“ Laxenburg (S. 634), das man leicht als „Lustschloss“ enttarnt, oder die „Flaschenbattersen“ (S. 649), nach der erläuternden Anmerkung eine „größere Anzahl aufgereihter Flaschen“, als „Flaschenbatterien“. In den insgesamt 1240 Fußnoten gibt U. Erläuterungen zu Personen, Orten und Sachen sowie die Auflösung von Fremdwörtern auch dort, wo ein gutes Fremdwörterbuch ausreichen würde. Dabei hält sie allerdings (S. 420) ein „Dejeuner“ für ein Mittagessen, und „obskur“ ist auch nicht unbedingt „fragwürdig“ oder „anrühlich“ (S. 645). Man erfährt aus der Erläuterung in der Fußnote oft zumindest deutschsprachigen Leser/innen Bekanntes, so dass „Kitzbühel“ im „nordöstlichen Tirol“ liegt (S. 650). Weitere „Begriffe“ erläutert U. in Abschnitt 1 der erwähnten „Notizen“ (S. 723 ff.), in Abschnitt 2 (S. 726-731) liefert sie – möglicherweise bei der Erläuterung des Textes in den Fußnoten übersehene – knappe biografische Daten zu Personen; wie auch in den Fußnoten ohne jeden ergänzenden Literaturhinweis. Zumindest ein Personenregister hätte man erwartet.

Die Einleitung hat nur im letzten Teil Bezug zum abgedruckten Text, dessen Sprachgestalt und Inhalt die Autorin nicht weiter analysiert. Der Autor und sein Werk spielen dabei keine Rolle, nur die parallele Berichterstattung in anderen Budapester deutschsprachigen Presseorganen hält sie für referierenswert. Die Autorin beherrscht das Deutsche als Fremdsprache, doch wäre eine aufmerksamere redaktionelle Durchsicht sicherlich nützlich gewesen. Der Abdruck ist, kleine Fehler ausgenommen, offensichtlich zuverlässig, von einer Edition kann man allerdings nicht sprechen. Die Annotationen erscheinen zufällig und nicht immer zuverlässig, sind eher vom ungarischen als vom deutschen Leser her gedacht. Das Verdienst der Autorin liegt darin, Nordaus schwer zugängliche Berichte als Information über die Weltausstellung und als literarischen Text zugänglich gemacht zu haben, auch wenn man Nordau eine bessere Präsentation gewünscht hätte.

Viersen

Wolfgang Kessler

² DIES.: Von Lloyd zu Lloyd. Die pressehistorische Verortung des „Ungarischen Lloyd“ (1867-1876) im deutschsprachigen Pressewesen Ungarns, in: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik* [13] (2006) [2007], S. 42-68, hier S. 42 ff.

Die Geisteswissenschaften im europäischen Diskurs. Bd. 2: Osteuropa. Hrsg. von Dmitri G i n e v. (Interdisziplinäre Forschungen, Bd. 23.) Studien-Verl. Innsbruck 2010. 231 S. ISBN 978-3-7065-4657-7. (€ 29,90.)

Im vorgelegten Band wird keineswegs eine Diskursanalyse geisteswissenschaftlicher Forschung gegeben, vielmehr handelt es sich um Betrachtungen von kultur- sowie geisteswissenschaftlichen Disziplinen bzw. Forschungstraditionen in den betreffenden Ländern. Neben ost- und südslawischen Staaten (Russland, Belarus, Rumänien, Slowenien, Jugoslawien der 1960er bis 1980er Jahre, Bulgarien) werden auch die ostmitteleuropäischen Staaten in Auswahl präsentiert.

Als selbstgestellte Aufgabe möchte der Hrsg. Dmitri G i n e v mit diesem Sammelband „eine vorläufige Bestandsaufnahme der Diskussionen um den institutionellen Status, die Relevanz und die Legitimationskrisen der traditionellen Geisteswissenschaften und der sich im Prozess der Etablierung befindenden Kulturwissenschaften in verschiedenen zentral- und osteuropäischen Staaten“ versuchen (S. 9). Dieser Anspruch wird leider nicht erfüllt, schon allein aus dem Grund, dass die Autor/inn/en disziplinär beinahe ausnahmslos in der Philosophie und ihren Teilfächern verankert sind und daher eine recht einseitige Perspektive geboten wird. Weder für die Geisteswissenschaften noch für die Kulturwissenschaft(en) kann zudem von einer Deutungshoheit der Philosophie ausgegangen werden, sodass die Autorenauswahl nicht ganz nachvollziehbar erscheint.

Ebenfalls irritierend ist die regionale Aufteilung des Bandes im Vergleich mit seiner Vorgängerpublikation: Im ersten Band des Sammelwerks¹ wurden 2007 die Situationen und Entwicklungen in den Ländern „West- und Zentraleuropas“ auf ähnliche Art und Weise vorgestellt. Das Verständnis der Begriffe „Zentraleuropa“ vs. „Osteuropa“ wird nicht thematisiert; unter Zentraleuropa werden anscheinend die deutschsprachigen Länder subsumiert, während die klassisch zu Ostmitteleuropa (oder sogar zu Zentraleuropa) gezählten Staaten Slowakei, Polen, Ungarn sowie Litauen im Band zu Osteuropa behandelt werden. Zu diesen Ländern existieren Einzelbeiträge, die wiederum unterschiedliche Schwerpunkte aufweisen.

Der Beitrag über Wissenschaftstheorie und Methodologie der Geistes- und Sozialwissenschaften in der Slowakei von Jozef V i c e n í k, Václav Č e r n í k und Emil V i š ň o v s k ý leistet eine Periodisierung der Entwicklung von Logik und Methodologie als Teildisziplinen der Philosophie von 1918 bis in die Gegenwart. Er bietet zwar einen guten Überblick auch über die aktuelle Forschungslandschaft und neuere Literatur, jedoch keine weiterreichende Analyse. Für Litauen nimmt Tomas K a č e r a u s k a s ebenfalls eine Periodisierung wissenschaftlicher Entwicklung vor, hier der *cultural studies* im Sinne einer Kombination verschiedener Wissenschaften einerseits und von „reflections on culture“ (S. 141) andererseits. Der Fokus liegt dabei allerdings wiederum deutlich auf der philosophischen Grundlage von Kulturwissenschaften, der Kulturphilosophie, auch in Hinblick auf ihre Bedeutung für die litauische Nationalkultur.

Für die polnische Wissenschaftslandschaft wird von Dariusz A l e k s a n d r o w i c z auf gelungene Weise die akademische Disziplin der Kulturwissenschaft analysiert und in ihren unterschiedlichen Schulen dargestellt. Theoretische Inhalte werden ebenso diskutiert wie das Selbstverständnis des relativ jungen Faches, das sich seit der Mitte der 1970er Jahre an verschiedenen Universitäten etablieren konnte. Auch eine umfassende Auseinandersetzung mit dem Kulturbegriff der unterschiedlichen disziplinären Ausrichtungen wird angegangen. Zu monieren bleibt, dass auch dieser Beitrag nur einen Bruchteil dessen hält, was der Titel der Gesamtpublikation verspricht. Der Beitrag von László R o p o l y i, der sich der ungarischen Hermeneutik widmet, ist schließlich von vollständig theoretischer Natur ohne

¹ HELMUT REINALTER (Hrsg.): Die Geisteswissenschaften im europäischen Diskurs, Bd. 1: West- und Zentraleuropa, Innsbruck 2007 (Interdisziplinäre Forschungen, 19).

jeglichen regionalen Bezug – in sich ist dies sicherlich berechtigt, doch die Betitelung „in Hungary“ scheint nicht relevant.

Insgesamt wäre dem Band ein anderer Titel zu wünschen gewesen, da der jetzige uneinlösbare Erwartungen weckt. Abseits des Universalanspruches bietet der Band interessante Einzeldarstellungen, etwa der Filmstudien in Russland, ebenso wie eine in der Gesamtheit erhellende Gegenüberstellung dessen, was in den verschiedenen Ländern unter „Kulturwissenschaft“, „Kulturwissenschaften“, „Cultural Studies“ oder ähnlichem verstanden wird. Hier wären auch die landessprachlichen Begriffe zumindest als zusätzliche Information hilfreich gewesen, da „kulturologija“, „kulturoznawstwo“ oder „nauka o kulturze“ wiederum unterschiedliche Konnotationen und Inhalte mit sich bringen.

Marburg

Wiebke Rohrer

Comparative Hungarian Cultural Studies. Hrsg. von Steven Tötösy de Zepetnek und Louise O. Vasvári. Purdue Univ. Press. West Lafayette/Ind. 2011. 376 S. ISBN 978-1-557-53593-1. (€ 53,99.)

The way Steven Tötösy de Zepetnek and Louise O. Vasvári envision it, cultural studies is meant to explore cultural and social contexts to understand “the metamorphosis of the notion of culture itself” and it ought to provide a cultural critique that “extols the virtues of eclecticism and embraces a holistic and democratic view of culture” (p. 12). The two editors even evoke an “inclusive, multilingual, intertextual, interdisciplinary, and transnational” scholarly perspective “in theory and application” (p. 25).

Such maximalist declarations may sound immodest, but the rather flexibly defined field of cultural studies carries undeniable intellectual promise. Some of the most exciting scholars of Hungarian culture are currently pursuing agendas more or less compatible with such a historicist-integrative program. While relevant researches are conducted across a variety of disciplines within Hungary, the institutionalization of cultural studies has significantly progressed in recent years when scholars at ELTE Budapest and the University Pécs previously affiliated with literary studies have led the way. Still, the editors rightly emphasise that the accomplishments of cultural studies within Hungary remain somewhat patchy. The situation looks rather different in the English-speaking academic world where more than half of the altogether twenty-six contributors of the volume are primarily active. The volume can thus be considered a significant achievement in bringing together novel research projects even without meaning to provide a representative sample.

Numerous thoughtful and intriguing studies largely validate the promise of the editors to offer “theoretical rigor” and “in-depth scholarship” (p. 7). In some respects the volume is nonetheless rather awkward. First, the word “comparative” in its title hardly seems justified. The majority of studies do not aim to systematically compare Hungarian with non-Hungarian phenomena and intra-regional comparisons are hardly attempted. This is essentially a volume in Hungarian cultural studies. Second, the volume recurrently draws inspiration from the broad thematic areas covered by gender and Jewish studies in particular. This implies that it does not offer anything approaching a comprehensive coverage of basic cultural groups and themes of historical or contemporary Hungary.

Third, the editors declare that postcolonial analysis ought also to be extended to Hungarian culture, but do not clarify the benefits and limits of such an application in detail. In my assessment, the explicitly postcolonial analyses included in the volume tend to be among the least convincing – which is to say nothing about the heuristic value of such approaches but perhaps reveals something about their current level of sophistication. Fourth, the editors wish to extol the virtues of “explicitly ideological” scholarship (p. 12). But how might one reconcile ideological approaches with the recurrently emphasised principle of dialogue? Fortunately, most authors in the volume manage to avoid overt (self-)ideologisation without thereby forgoing political agency.

In spite of these discrepancies the volume features excellent articles. There is Györgyi Horváth's outstanding "Hungarian Literary Criticism and the Memory of the Socialist Past" that directly tackles the problem of scholarly autonomy and political engagement. Horváth's study aims to uncover hidden preconceptions about the function of literature in Hungary. She argues that there are pervasive preconceptions about the right kind of relations between the aesthetic and the political realm that disregard and even silence reflections on the political, social and ideological contexts and subtexts of literature.

Horváth presents the Hungarian narrative of the emancipation of literature from political intrusion as dominant *and* anachronistic. Her study aims to show how the tenets of progressive criticism from before 1989 were maintained even though they changed their political-ideological function in the new environment. In her eyes, the continued apolitical or antipolitical strategies of the middle generation of Hungarian scholars distance them from their Western colleagues who do not shy away from democratically oriented literary-political criticism. Horváth thus finds that "Hungarian literary criticism and scholarship has not progressed on the road to a cultural transition leading to democracy" (p. 99).

In an even more explicitly critical and political study, Erzsébet Barát diagnoses a cultural backlash against female citizenship and empowerment. She argues that while non-normative sexuality is made visible as "a matter of glamour and entertainment" in our spectacle-loving societies (Guy Debord), the politically effective articulation of sexual difference seems to be lagging far behind (p. 199). Her text exposes "the invisible, hidden heteronormative structuration of the field of party politics" in both the United States and Hungary (p. 200). Barát pictures tendencies in the two countries as largely parallel and views the act of their simultaneous exposure as a scholarly-political contribution to an "inclusionary politics of identity".

All this may sound rather abstract for a political intervention but Barát's empirical analyses identify the problems that concern her in a convincing manner. The central one is how the sexualization of female bodies – specifically the heteronormative significance of female corporeality – makes the idea of a female political leader seem a contradiction in terms. Barát shows that such a gendered context damaged the presidential candidacy of Hillary Clinton; she had to avoid seeming "too mannish" (i.e. not quite like a proper heterosexual woman) as well as "too feminine" (i.e. not quite like an able political leader) and was thus trapped.

Gender is also among the main themes of Nóra Schleicher's "Women Managers Communicating Gender in Hungary". Relying on participant observation and symbolic interactionism as her interpretative frame, Schleicher is not simply interested in the complex interrelations of gender, language and the workplace. She also aims to inquire into the appropriate use of gender as an analytical category and proposes that "it is more useful to conceptualise gender not as an attribute that one has or does, but, rather, as a domain filled with meaning (specific to the given community of practice) about 'man' and 'woman'" (p. 241). Her results suggest that gender has an indirect effect on communication: people construct leadership qualities such as expertise, honesty or courage, which are in turn gendered. Thus, women in higher positions have to react to the gendered perception of these qualities and make an additional investment to acquire the reputation of possessing them.

Among the numerous studies on Jewish themes, "About the Jewish Renaissance in Post-1989 Hungary" by Kata Zsófia Vincze stands out as the most complex and comprehensive study on recent and ongoing developments. She demonstrates that the ethnic renaissance in Judaism is particularly widespread among members of the so-called third generation (i.e. the grandchildren of Holocaust survivors), alongside which she finds a massive tendency to conceal Jewishness. Vincze argues that the Jewish revival, although it proceeded by religious gestures and behavior, was "often a reconstruction of the distinct cultural and ethnic identity, rather than a return to real Jewish religious life" (p. 265). Particularly interesting is her identification of a second wave of Jewish renaissance that took place after 2000. She maintains that the first wave was about rediscovery and learning,

while the second evoked a positive, expressive and pluralistic sense of Jewish ethnicity leading to a cult of being different. This latter revival had positive effects on Hungarian society at large. Going against many an analyst of political trends, Vincze concludes that many non-Jewish Hungarians seem to know more about Jews and show more sympathy towards Jewish culture than they did before.

Having no space to discuss further valuable studies such as those by Anna Borgos, András Kiséry, Ivan Sanders or Louise O. Vasvári, I would simply conclude that this volume is a rich and rewarding collection that, as a whole, nevertheless reconfirms that Hungarian cultural studies are fraught with ambivalence. It shows some of the major strengths of current research on Hungarian themes but also reveals their thematic limitations. In spite of numerous significant achievements, the overarching inclusivist ambitions of a truly comparative Hungarian cultural studies are clearly yet to be realised.

Jena

Ferenc Laczó

Alexander Friedman: Deutschlandbilder in der weißrussischen sowjetischen Gesellschaft 1919-1941. Propaganda und Erfahrungen. (Quellen und Studien zur Geschichte des östlichen Europa, Bd. 78.) Steiner. Stuttgart 2011. 429 S. ISBN 978-3-515-09796-3. (€ 66,-)

Die Wahrnehmung Deutschlands und seiner Bewohner ist in Ost und West erinnerungspolitisch und zeitgeschichtlich ein hochkompliziertes Feld, wie man nicht zuletzt der Tagespresse immer wieder entnehmen kann. Natürlich rekurriert das kollektive Gedächtnis der meisten ost- und ostmitteleuropäischen Gesellschaften dabei auf die traumatischen Erfahrungen des Zweiten Weltkriegs. Alexander Friedman entfaltet in seiner Dissertationsschrift einen etwas anderen zeitlichen Rahmen, indem er die öffentlichen und individuellen Rezeptionen des Deutschen Reiches in der Zwischenkriegszeit bzw. bis zum Einmarsch der Wehrmacht in die Sowjetunion für die Belarussische Sowjetrepublik (BSSR) auf breiter Quellenbasis analysiert. Das Untersuchungsgebiet – die sogenannte Ost-BSSR – beschränkte sich bis 1939 auf einen schmalen Streifen an der westlichen Peripherie der Sowjetunion, bevor die BSSR im Zuge der Aufteilung Polens mit der West-BSSR, d.h. mit den polnischen Teilungsgebieten der *kresy wschodnie* zu einer Sowjetrepublik „wiedervereinigt“ wurde.

Ein Großteil der Informationen über Deutschland entstammte dem offiziellen Agitprop-Apparat. Darunter sind diejenigen parteiamtlichen und staatlichen Instanzen zu zählen, welche über die Instrumente der „Agitation“ und „Propaganda“ dezidiert weltanschauliche Deutungsmuster zu vermitteln hatten. In diesem Zusammenhang hätte der Autor aus einer theoretischen Forschungsperspektive heraus das Konstrukt des „Agitprop“ durchaus noch näher erläutern können. Darüber hinaus wird auch auf den Begriff der „öffentlichen Meinung“, selbst wenn dieser für eine sowjetisch strukturierte Gesellschaft gewisse Tücken aufweist, nicht weiter eingegangen.

Zu den weiteren Faktoren, welche das Bild Deutschlands in den Köpfen der BSSR-Bevölkerung, speziell der jüdischen Einwohner, bestimmten, zählten sicherlich die deutsche Besatzung während des Ersten Weltkriegs, der hohe Status deutscher Sprache, Kultur und Geschichte sowie die individuelle Verortung der Bevölkerung innerhalb des sowjetischen Herrschaftssystems. Davon ausgehend lauten F.s zentrale Thesen einerseits, dass es ein spezifisches, zugleich aber wandelbares Bild von Deutschland in der weißrussischen Presse gegeben habe – dies untersucht er aus singulärer, aber nicht aus vergleichender Perspektive. Andererseits spiegele sich in der offiziellen Propaganda der jeweilige Zustand der deutsch-sowjetischen Beziehungen wider.

Das erste Kapitel beschäftigt sich mit der ideologisch geprägten Rückschau auf thematisch verschiedene Aspekte des Ersten Weltkriegs, z.B. auf die Frage der Kriegsschuld, oder auf die Bewertung der Belarussischen Volksrepublik, die 1918 ein kurzzeitiges Da-

sein unter deutscher Protektion erlebte. Wichtigste Erkenntnis hierbei ist, dass die Diskurse nach 1933 insgesamt immer feindseliger ausfielen.

Im zweiten Abschnitt, der über zwei Drittel des ganzen Buches einnimmt(!), steht die Generierung propagandistisch beeinflusster Meinungen über Deutschland und dessen Bewohner im Zentrum der Betrachtung. Spätestens an dieser Stelle wird ein zentraler Schwachpunkt der Arbeit deutlich. Sie beschränkt sich – fragmentiert in viele, thematisch angelegte Unterkapitelchen – in großen Teilen auf eine bloße Inhaltswiedergabe der vorgefundenen Periodika, verzichtet weitgehend auf Argumentation und lässt kaum eine Synthese erkennen.

Zumindest wird deutlich, welche Stilmittel innerhalb der Agitprop-Erzeugnisse dominierten: markige Parolen, hanebüchene Klischees, simple Hirngespinnste, billige Polemiken und krude Feindbilder. Derartige Kampagnen prägten jederzeit die öffentlichen Auseinandersetzungen, oder besser gesagt: Abrechnungen. Im Bezug auf Deutschland änderte sich all das allerdings nach dem August 1939 mit der Unterzeichnung des Hitler-Stalin-Paktes in signifikanter Weise. Außerdem belegt F., welche unterschiedliche Zielgruppen anhand des propagandistischen Angebots in der Sowjetpresse ausgemacht werden können: Juden, Pioniere, Frauen, Schriftsteller, Militärchargen, Bauern, Fabrikarbeiter u.a. Neben der Presse widmen sich einzelne Sequenzen dem Radio, Reiseberichten und pseudowissenschaftlichen bzw. historiografischen Darstellungen, deren Autoren im Laufe der 1930er Jahre – vorsichtig ausgedrückt – vielfach stalinistischen Repressionen unterlagen. Leider lässt sich die Wirkung derartig vermittelter Deutschlandklischees, d.h. ihre Rezeption in der belarussischen Bevölkerung, nicht mehr zuverlässig verifizieren, sodass auch F. jenseits der Beschreibung von thematischen Konjunkturen und groben Zeitabläufen größtenteils auf Spekulationen angewiesen ist.

Das dritte Kapitel geht dann noch einmal gezielter auf deutsche Sprache und Kultur als intellektuelle Erlebniswelt und bedeutendes Standbein des belarussischen Bildungssystems ein, bevor ein letzter Abschnitt kurz zu den Selbstbildern der belarussischen Gesellschaft inklusive antisemitischer Stereotype überleitet.

An Ergebnissen bleibt festzuhalten, dass zwischen 1919 und 1941 eine extreme Veränderung in den Vorstellungen über Deutschland stattgefunden hat (oder stattgefunden haben muss). Die Berichterstattung war – wen wundert es – ausschließlich propagandageleitet. Im Zuge dessen kamen vor dem historischen Hintergrund des stalinistischen Terrors allerlei negative und positive Projektionen zum Tragen, sodass mit Blick auf den Untertitel vielleicht eher von „Glauben und Zweifel“ (statt „Propaganda und Erfahrungen“) die Rede sein kann. Die wichtigsten Zäsuren in all diesen propagandistischen Beeinflussungsversuchen waren die Jahre 1939 und 1941. Die an und für sich deutschfreundlichen Juden gehörten anschließend zu den ersten Opfern des Holocaust, und die überlebenden Bewohner der BSSR verfügten nun über grauenvolle Erfahrungen mit den Deutschen im eigenen Land.

F.s Buch ist also in weiten Teilen eine auf Zeitungsveröffentlichungen basierende Diskursgeschichte. Trotz angekündigter Schwerpunktsetzung kommen jüdische Stimmen eher marginal darin vor. Der Gesamteindruck der Studie ist enzyklopädisch. Nicht nur der in viele Sätzen zerklüftete Text, auch die Fußnotenflut sind eine echte Herausforderung für den Leser. Aber: Dem Autor ist in jedem Falle eine enorme Fleißarbeit zuzubilligen. Und: Als Qualifikationsschrift bietet die Arbeit zumindest dem Belarus-Experten oder besser -Enthusiasten eine Reihe von Anregungspunkten.

Gießen

Rayk Einax

Radko Břach: Die Tschechoslowakei und Locarno. Europäische Variationen. (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, Bd. 81.) Oldenbourg, München 2011. XVI, 416 S. ISBN 978-3-486-56146-3. (€ 49,80.)

Anders als es der Titel suggeriert, handelt das Werk des Prager Historikers Radko Břach nur zu einem kleineren Teil von der tschechoslowakischen Haltung gegenüber den

im schweizerischen Kurort Locarno geschlossenen Schieds- und Garantieverträgen, vielmehr greift die Darstellung weit aus in die europäische Politik der Jahre 1924 und 1925. Großbritannien, Frankreich, Deutschland, Polen, die Sowjetunion, Österreich, die Staaten Südosteuropas und dann eben auch noch die Tschechoslowakei – dies sind die Schauplätze des historischen Panoramas, das B. vor dem Leser ausbreitet. Der Blick ins Inhaltsverzeichnis verspricht Originalität: Kleinteilig gegliedert, sind viele Kapitel und Unterkapitel mit humorvollen Überschriften, oft genug zeitgenössischen Quellenzitaten, versehen.

Aus dem Vorwort Manfred Alexanders ist zu erfahren, dass B. sich seit seinen ersten Aufsätzen und Monografien in den 1960er Jahren mit diesem Gegenstand befasst hat. Nach seiner Entlassung im Gefolge der Niederschlagung des Prager Frühlings 1968 konnte er sich nur noch nach Feierabend historischen Studien widmen. 1984 veröffentlichte er dann im Samisdat erstmals sein Manuskript unter dem Titel *Europäische Variationen*¹, dem er seit den 1990er Jahren, nun wieder als angestellter Historiker, eine offizielle Veröffentlichung und weitere kleinere Beiträge folgen lassen konnte.

Dies alles weckt Neugierde, ja Vorfreude auf die Lektüre. Nun ist es allerdings nicht so, dass das Thema Locarno bislang in der Historiografie stiefmütterlich behandelt worden wäre, im Gegenteil. Umso präziser wäre darzulegen, welchem Erkenntnisinteresse und welcher Fragestellung die Arbeit folgt, auf welchem Forschungsstand sie aufbaut und welche Quellen sie heranzieht. Das Problem bei B.s Werk ist, dass es auf eine solche Einleitung völlig verzichtet. Alexanders kurzes Vorwort, das immerhin eine Einordnung des Themas in die deutsch-tschechoslowakische Beziehungsgeschichte enthält, kann diese nicht ersetzen.

B. geht *medias in res* und schildert ausführlich die außen- und innenpolitische Lage Großbritanniens, Frankreichs und Deutschlands. Dabei fällt auf, dass er sich vielfach auf die Berichte zeitgenössischer tschechischer Diplomaten stützt. Zwar ist in der Geschichtswissenschaft mittlerweile die methodische Erkenntnis gereift, dass eine Quelle mitunter mehr über ihren Verfasser aussagt als über die darin kommentierten Personen und Vorgänge, doch hiervon zeigt sich B. weitgehend unbeeindruckt: Er nutzt das Quellenzitat wiederholt als stilistisches Mittel, um sein historisches Urteil in die ausgesucht formulierende Diplomatensprache der damaligen Zeit zu kleiden. Den Quellenzitaten kommt in B.s Narration aber auch deswegen eine hervorgehobene Rolle zu, weil sie kaum im Lichte der Forschungsliteratur überprüft werden. So kommt beispielsweise die rund dreißigseitige einführende Darstellung Deutschlands und seines Außenministers komplett ohne Verweis auf die im letzten halben Jahrhundert erschienenen zahlreichen Stresemann-Biografien und noch viel zahlreicheren Arbeiten zur Geschichte der Weimarer Republik aus! Zwar wurde die Bibliografie bis ins Jahr 2010 aktualisiert, allerdings ist mit der neueren – sogar auch tschechischen – Literatur erkennbar nicht gearbeitet worden.

Der Schwerpunkt von B.s Werk liegt auf den Verhandlungen über das deutsche Memorandum vom 9. Februar 1925, das erstmals offiziell den Vorschlag von Garantie- und Schiedsverträgen unterbreitete. Detailliert werden diplomatische Memoranden und völkerrechtliche Positionen dargelegt; Bedeutung und Auswirkung des Vertragswerks von Locarno auf die europäische Politik werden abschließend aber nur knapp und recht allgemein skizziert. Großen Raum nehmen dafür das Handeln der Staatsmänner und ihre persönliche Charakterisierung ein. So wird der tschechoslowakische Außenminister Edvard Beneš als rationaler und pragmatischer Politiker porträtiert, der sich trotz aller Interessens- und Interpretationsunterschiede stets um Ausgleich in den Beziehungen zu den europäischen Großmächten bemüht habe. Insbesondere die deutsch-tschechoslowakischen Beziehungen erfahren dadurch eine recht spannungsfreie Betrachtung, fern von Rückprojektionen des Münchner Abkommens 1938, wie sie für die frühere kommunistische Geschichtsschreibung prägend waren.

¹ RADKO BRÄCH: *Evropské variace*, maschinenschriftl., Praha 1984.

Ganz anders verhält es sich im Hinblick auf Polen. Umfänglich widmet sich B. den Konflikten zwischen der Tschechoslowakei und ihrem nördlichen Nachbarn und zeichnet für die Verhandlungen im Vorfeld Locarnos ein dichotomisches Bild: So hätten Beneš und die tschechoslowakische Öffentlichkeit in der Regel besonnen, rational und konstruktiv reagiert, während in Polen Konzeptlosigkeit und heftige Emotionen, ja „Hysterie“ (S. 104) vorgeherrscht hätten. Prägend für die polnische Politik waren demnach Atavismen wie Leidenschaft, Stolz und Ehre, mit deren Hilfe die „mangelnde Stabilität des polnischen Staates“ (S. 93) überspielt werden sollte. B.s Wortwahl ist vielsagend: Von einem „polnischen Don-Quijote-Spiel“ (S. 261) und „Warschauer Improvisationen“ (S. 288) ist die Rede, einem polnischen Historikerkollegen wird „Taschenspielererei“ (S. 283) vorgeworfen und eine Kreditaufnahme als „Dollars beschaffen“ (S. 257) disqualifiziert; in ähnlich ungünstigem Licht, wenn auch weniger ausführlich, werden sonst nur noch Rumänien und Jugoslawien als Mitglieder der Kleinen Entente dargestellt. Dies grenzt mitunter an Ressentiment und liegt weit hinter dem, was mitteleuropäische Historiker in jüngerer Zeit zur gegenseitigen Beziehungsgeschichte geforscht und geschrieben haben.

Insgesamt wird in B.s Werk an den methodischen Mängeln, an der lückenhaften Literatur- und Quellenbasis sowie an der vielfach fehlenden analytischen Distanz zum Untersuchungsgegenstand der Kontrast zu dem Weg, den die professionelle Geschichtswissenschaft in den letzten drei Jahrzehnten zurückgelegt hat, in aller Schärfe erkennbar. Seit der in den 1980er Jahren ausgesprochenen Empfehlung, die „Europäischen Variationen“ in einer deutschen Übersetzung zugänglich zu machen, ist viel Zeit vergangen. Zu viel Zeit.

Braunschweig

Stephanie Zloch

Andrea Löw, Markus Roth: Juden in Krakau unter deutscher Besatzung 1939-1945. Wallstein. Göttingen 2011. 248 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-8353-0869-5. (€ 19,90.)

Andrea Löw und Markus Roth beschreiben das Schicksal der jüdischen Einwohner Krakaus unter den nationalsozialistischen Machthabern, die die ehemalige polnische Königsresidenz zur Hauptstadt des Generalgouvernements (GG) erkoren. Dabei geht es den Vf. nicht um eine Monografie, sondern eher um eine Handreichung für interessierte Reisende, Schüler und Studenten. Entsprechend zahlreich sind die beigegebenen Fotografien (manche gar doppelt abgedruckt), Faksimile-Abbildungen und Auszüge aus zeitgenössischen oder späteren Zeugnissen von Krakauer Juden und Jüdinnen¹: Ihre Aussagen bestimmen den Blickwinkel der Darstellung. Über wichtige einzelne Sachverhalte und Äußerungen ausgewählter Personen wird zudem in grau unterlegten Einschüben informiert, etwa über die interne Ankündigung des Judenmords durch den Generalgouverneur Hans Frank am 16. Dezember 1941 (S. 112 f.), den Begriff „Aktion Reinhardt“ (S. 130 f.) oder eine Auflistung von „Aktionen des jüdischen Widerstands“ (S. 193). Für die Fürsorgebemühungen steht der in deutscher Sprache abgefasste, hier offenbar erstmals publizierte Bericht der Jüdischen Sozialen Selbsthilfe vom 25. Juli 1942 (S. 95-98). Dort, wo schriftliche Archivquellen angeführt werden, stammen sie zumeist aus dem Warschauer Jüdischen Historischen Institut.

Krakau beherbergte in der Zweiten Polnischen Republik die fünftgrößte jüdische Gemeinde und Mitte 1940 die zweitgrößte im GG: Im nationalsozialistischen Verständnis galten etwa 65 000 Personen – mehr als ein Viertel der Einwohner – als Juden. Die Schilderung beginnt unvermittelt mit der Verfolgung unter dem Nationalsozialismus – ohne Be-

¹ Siehe dazu auch KATARZYNA ZIMMERER: *Zamordowany świat. Losy Żydów w Krakowie 1939-1945* [Eine Welt, die dem Mord zum Opfer gefallen ist. Schicksale von Juden aus Krakau], Kraków 2004.

zug auf die vielhundertjährige, oft glanzvolle Geschichte der Krakauer Juden.² Daran schließt sich ein Abschnitt über das Krakauer Ghetto in den Jahren 1941 und 1942 an, das die Entstehung und verschiedene Aspekte des Lebens in dieser Zwangsgemeinschaft im Stadtteil Podgórze nachzeichnet. Den Dreiklang vervollständigt der stärkste Teil des Bands: der Abschnitt über die „Vernichtung 1942/43“ von den ersten Deportationen ins Vernichtungslager Belzec im Juni 1942 bis zum Ende des NS-Terrors. Hier zeichnen die Vf. detailreich die mit ungeheurer Brutalität durchgeführten Mordaktionen vom Juni und Oktober 1942 und bis zur Auflösung des Gettos im März 1943 nach.

Unter „Vernichtung“ subsumieren sie aber auch den bewaffneten Widerstand von Angehörigen zionistischer Jugendbünde und kommunistischer Gruppen; nach mehreren gelungenen Anschlägen auf Vertreter der Besatzungsmacht und auf militärische Einrichtungen außerhalb des Gettos zerschlug die Gestapo diese Widerstandsgruppen und ermordete bis April 1943 die meisten ihrer Mitglieder. Die Schlussphase des Massenmords an den Juden Krakaus ist mit dem KZ Plaszow verbunden, das auf dem Gelände jüdischer Friedhöfe errichtet wurde. Würdigen die Vf. bis dahin Österreicher stets besonders als Helfer von Juden (S. 75-78), gerät nun mit dessen berüchtigtem Kommandanten, dem Verlegersohn Amon Göth, ein Wiener auch als Täter in den Blick. Hier wäre ein Hinweis auf die Stadtgeschichte – Krakau war bis 1918 bekanntlich Teil des Habsburgerreichs – angezeigt gewesen. Immerhin kamen auch Rudolf Pavlu, 1941-1943 Stadthauptmann von Krakau, Dr. Otto Freiherr von Wächter, der erste Chef des Distrikts Krakau, und sein Amtschef Baron Ferdinand Wolsegger sowie der für die Deportationen in Vernichtungslager mit verantwortliche Leiter des Referats V in der Abteilung „Bevölkerungswesen und Fürsorge“ des GG, Major a.D. Johann Ragger, aus der dem Deutschen Reich 1938 angeschlossenen Alpenrepublik.

Den Abschnitt „Vernichtung“ beschließen Unterkapitel über die Anstrengungen von Oskar Schindler, dem es mit viel Glück gelang, mehr als 1000 Juden aus seinem Krakauer Produktionsbetrieb vor der Ermordung zu bewahren, und das Überleben in Verstecken, das in der Regel nur mit polnischer Hilfe gelang.

Nach dem Rückzug der deutschen Truppen ließen sich in Krakau bis Frühjahr 1945 rund 4300 Personen als Juden registrieren. Ein Epilog geht auf das Nachkriegsschicksal von einigen wenigen dieser Überlebenden ein. Im Anhang finden sich noch eine nützliche Zeittafel, ein Glossar, Hinweise auf Quellen und Literatur sowie der etwas unübersichtliche Nachweis der Abbildungen. Im abschließenden Personenregister fehlen zum Teil Namen, die in den eingeschobenen Dokumenten auftreten; da die Buchstaben mit polnischen Sonderzeichen hier weggefallen sind, mangelt es mitunter an der korrekten Schreibweise. Schon früher fällt auf, dass über die Bevölkerung „in der weiteren Umgebung“ der Vernichtungslager im GG behauptet wird, sie habe „bereits nach wenigen Wochen über den Massenmord genauestens Bescheid“ gewusst (S. 131). Tatsächlich kursierten über das Geschehen dort zahllose Gerüchte; dem Nachrichtendienst der polnischen Heimatarmee war im April 1942 zwar bekannt, dass die Deportierten im Lager bei dem Dorf Belzec massenhaft umgebracht wurden, das konkrete Mordverfahren blieb jedoch bis September im Dunkeln.³ Außerdem wäre der Begriff „Centos“ besser nicht erst auf S. 99, sondern bei

² Zur unmittelbaren Vorgeschichte siehe SEAN MARTIN: *Jewish Life in Cracow, 1918-1939*, London 2004, und meine Rezension dazu in: *Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung* 55 (2006), S. 465 f.

³ „Sie ersticken die Juden mit Gas“ heißt es erstmals am 12.09.1942 in dem Anhang „Obóz w Belzcu“ zu einer Ausarbeitung über den Judenmord in Polen, die der Exilregierung im Februar 1943 übermittelt wurde, siehe IRENEUSZ CABAN, ZYGMUNT MAŃKOWSKI (Hrsg.): *Związek Walki Zbrojnej i Armia Krajowa w Okręgu Lubelskim 1939-1944* [Der Bund für den Bewaffneten Kampf und die Heimatarmee im Bezirk Lublin], Lublin 1971, S. 34.

der Ersterwähnung auf S. 81 erklärt worden; unklar ist, was sich hinter einer „landwirtschaftlichen Vorbereitungsfarm“ (S. 15) verbirgt. Da aus dem Tagebuch von Halina Nelken (1923-2009) fast durchgängig und sehr ausgiebig zitiert wird, hätte eine biografische Skizze gerade zu ihr, die die Zeit als junge Erwachsene (und nicht, wie es auf S. 80 heißt, als „junges Mädchen“) durchlebte, zum besseren Verständnis beitragen können; bei dem nicht datierten Faksimile von vier Seiten aus ihrem Tagebuch (S. 122) wäre die Anmerkung angebracht, dass der Text der 1987 veröffentlichten Fassung (auf der die deutsche Ausgabe beruht)⁴ von Halina Nelken bearbeitet wurde und sich vom polnischen handschriftlichen Original ganz erheblich unterscheidet.

Trotz solcher Kritikpunkte wird der ansprechend gestaltete und flüssig geschriebene Band seine Rolle als leicht greifbare Informationsschrift für einen breiteren, jüngeren Leserkreis gut erfüllen. Es wäre zu wünschen, wenn bald auch zeitgemäße Überblickdarstellungen dieser Art für die anderen großen Judengemeinden Ostmitteleuropas (wie Wilna, Lemberg, Kalisch) vorgelegt werden könnten.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

⁴ Siehe HALINA NELKEN: *Pamiętnik z getta w Krakowie* [Journal aus dem Krakauer Getto], Toronto 1987, und DIES.: *Freiheit will ich noch erleben*. Krakauer Tagebuch, Gerlingen 1996.

Umgesiedelt – Vertrieben. Deutschbalten und Polen 1939-1945 im Warthegau. Hrsg. von Eckhart Neander und Andrzej Sakson. (Tagungen zur Ostmitteleuropa-Forschung, Bd. 29.) Herder-Inst. Marburg 2010. V, 130 S. ISBN 978-3-87969-367-2. (€ 26,-.)

Die kurze, aber sehr schmerzliche Verknötung der deutschbaltischen mit der polnischen Geschichte nach Beginn des Zweiten Weltkriegs ist in der Tat, wie Andrzej Sakson einleitend betont, bisher kein eigener Forschungsgegenstand gewesen. Der zu besprechende Sammelband geht auf die erste überhaupt zu diesem Thema abgehaltene Konferenz zurück, die im Oktober 2009 in Posen von der Deutsch-Baltischen Gesellschaft e.V. und dem Posener West-Institut veranstaltet wurde. Neben der wissenschaftlichen Begründung präsentiert S. hier vor allem seine familiären Schicksalsschläge nach September 1939 und skizziert knapp die Grundzüge der NS-Bevölkerungspolitik im Warthegau. In seinem Grußwort betont indes der Mithrsg. Eckhart Neander die Rolle der Zeitzeugeninterviews für den Sammelband und die Kritik an der Konferenz in der deutschen Öffentlichkeit, derzufolge die Deutschbalten in das Fahrwasser des deutsch-polnischen Nationalitätenkonflikts hineingeworfen und dadurch verteufelt werden könnten.

Markus Roth verdeutlicht in seinem Beitrag, dass der Kriegsausbruch einen völligen Bruch mit der bisherigen „Volksgruppenpolitik“ markierte. In den 1930er Jahren galten die „Auslands- und Grenzdeutschen“ als Hebel für eine Einmischung des Deutschen Reiches in die Belange der jeweiligen Staaten, nach September 1939 wurden sie zu bloßen Objekten der Macht- und Germanisierungspolitik degradiert. Klar wird hier auch die Spirale aus Vertreibung, Vernichtung und Ansiedlung im Dreieck von Polen, Juden und umgesiedelten Deutschen, die zwischen kumulativer Radikalität und Sinnlosigkeit der Besatzungspolitik oszillierte.

Wie unmenschlich und brutal diese Politik war, zeigen die von Sakson ausführlich präsentierte Zeitzeugenberichte, in denen die Vertreibung der Polen aus ihren Wohnungen und der Besatzungsalltag ausführlich geschildert werden. Diese Berichte zeigen noch zweierlei Interessantes: zum einen die Differenzen und Feindseligkeiten zwischen den „Reichsdeutschen“, „Volksdeutschen“ und Deutschbalten – aber auch zwischen den Bayern und den Preußen; zum anderen eine Veränderung im Verhalten der Deutschen zu den Polen nach den Luftangriffen im Frühjahr 1944; vereinzelt versuchten sich nun die Deutschen für ihr Verhalten zu rechtfertigen: Sie seien von der Partei angestachelt worden und die Polen seien doch anständige Menschen gewesen. Während S. fast kommentarlos die

polnischen Zeitzeugen zitiert, hat Jana Elena Bosse ihre deutschbaltischen Zeitzeugen einer strukturierten Befragung unterzogen, am Ende ihres Beitrags sind das Datum des Interviews und der Fragenkatalog dokumentiert. Verwunderlich ist nur, dass sie die 25 subjektiven Zeugenaussagen weder bewertet noch historisch verifiziert. Bereits die Auswahl der zitierten Passagen stellt jedoch eine interpretative Leistung dar und zeigt eindrucksvoll ein trostloses Bild von einem Nebeneinander der sich gegenseitigen ignorierenden Deutschbalten und Polen. Am meisten überrascht allerdings, dass viele der Befragten wenig aus der Vergangenheit gelernt zu haben scheinen und den Sinn und Zweck der geplanten Tagung kritisierten.

Die zwei folgenden Beiträge thematisieren die Aussiedlung der Polen und Juden aus dem Warthegau und die Ansiedlung der Deutschbalten. Während Maria Rutkowska eine etwas trockene, vor allem quantitative Darstellung bietet, betont Matthias Schröder, dass viele deutschbaltische Zeitzeugen die Suche nach dem kausalen Zusammenhang zwischen der Baltenumsiedlung und den Polen- und Judendeportationen eher behindert hätten. Sch. verschränkt dazu die Grundlinien der Umsiedlung und subjektive Erinnerungen der Betroffenen analytisch miteinander. Wie verzwickelt eine solche Interpretation sein kann, zeigt allerdings folgendes Beispiel: Er führt Manfred Hellmann als kritischen Osteuropa-historiker nach 1945 an und rückt die Nachkriegsansichten Arved von Taubes in die Nähe der SS (S. 61). Dagegen ist zu betonen, dass Hellmann ein aktiver SD-Mitarbeiter war, während von Taube zu den gemäßigten Wissenschaftlern zu zählen ist und sich im Laufe des Krieges lettenfreundlich äußerte.¹

Im seinem Beitrag über „Volksdeutsche“ im Warthegau geht Markus Krzowska strukturiert vor. Zunächst erläutert er den Begriff „volksdeutsch“, dann die Rolle der „Volksdeutschen“ in Verwaltung, Wirtschaft, Parteiorganisationen und kommunaler Politik sowie das Zusammenleben der Deutschen und ihr Verhalten gegenüber den Polen. Interessant ist dabei seine Beobachtung, dass die Definition des „Volksdeutschen“ im Warthegau in krassem Kontrast zu den rassenbiologischen Prinzipien der SS-Ideologie stand: Überzeugung, Konfession, Familienname oder Umgangssprache galten als viel wichtiger als eine rassenanthropologische Abmessung des Schädels. Auch ist K. hoch anzurechnen, dass er von allen Beiträgern am stärksten das Verhältniss zwischen allen Bevölkerungsgruppen im Wartheland objektiviert. Komplementär dazu ist Hubert Orłowski in seinem literaturwissenschaftlichen Nebendiskurs um eine übergeordnete Fragestellung bemüht. Dies ist gerade dann hilfreich, wenn man die bis dahin gelesenen Texte eher als Addition der Ergebnisse und weniger als Ineinandergreifen problembezogener Analysen beurteilt. O.s interessante These bleibt allerdings nur auf die Deutschbalten und deutschen „Vertriebenen“ beschränkt: Die Umsiedlungserfahrung veränderte das Rechts- und Unrechtsbewusstsein dahingehend, dass die Zeitzeugen angesichts ihres Schmerzes und Leidens glaubten, aus der Pflicht entlassen worden zu sein, selbst Zeugnis abzulegen.

Der Beitrag von Anna Ziółkowska über die Situation der Polen im Warthegau leidet darunter, dass er lediglich die Perspektive der unmittelbaren Vernichtungspraxis einnimmt und den Blick auf zwar sehr beschränkte, aber doch vorhandene Handlungsfreiräume der Polen im Warthegau verstellt. So kommt sie zu dem einseitigen Schluss, dass das Besatzungsregime so perfekt funktioniert habe, weil es von den meisten Deutschen mitgetragen worden sei. Auch Klaus-Peter Friedrich schildert die Situation der jüdischen Bevölkerung aus der Perspektive der unmittelbaren Vertreibung, Ausbeutung und Ermordung, allerdings mit dem Unterschied, dass er längere Passagen sowohl aus Opfer- als auch aus Täterberichten zitiert. Damit entsteht das differenzierte Bild einer eindeutigen Verbrechenspraxis, die im Massenmord kulminierte. So weist F. auf die jüdischen Freiräume – Warenaustausch und andere Kontakte mit der polnischen Bevölkerung – hin, die es bis

¹ Vgl. dazu BŁAŻEJ BIAŁKOWSKI: Utopie einer besseren Tyrannis. Deutsche Historiker an der Reichsuniversität Posen 1941-1945. Paderborn 2011 (Sammlung, S. 146 und 272 f.)

1941 im östlichen Warthegau gegeben hat (S. 111). Danach lief die deutsche Tötungsmaschinerie auf Hochtouren – nur 3,5 Prozent der Juden aus dem Wartheland haben das NS-Regime überlebt.

Den Band schließt ein Beitrag von Zbigniew Mazur und Sakson über die Vertreibung der Polen und die Umsiedlung der Deutschen im Warthegau im polnischen kollektiven Gedächtnis ab. Dieser eher politische als wissenschaftliche Text erscheint – vorsichtig ausgedrückt – an einigen Stellen fragwürdig, weil er anscheinend im Kontext des Streits um das Zentrum gegen Vertreibungen verfasst wurde. Zunächst führen die Autoren anstelle der Kategorien „Täter“, „Opfer“, „Zeugen“ und „Gerechte“ die Kategorie des „Kämpfers“ ein, eines Heroen in guter Sache, der unter Einsatz seines Lebens das Böse bekämpft. Mit der Kritik an der Überbetonung der Opferperspektive verbinden die Autoren die Kritik am heutigen „Postheroismus“, die sie zu folgendem Schluss führt: „Die Viktimisierung im Geiste der ‚posttheorischen‘ Epoche ist keine sehr gute Idee für das europäische kollektive Gedächtnis“ (S. 118). Vergessen wird hier, dass der Heroismus ein Mythos war und ist und dass er in der Geschichte stets instrumentalisiert wurde. Alsdann wird die „Anthropologisierung“ (S. 118) kritisiert, d.h. die Hervorhebung individueller menschlicher Schicksale. Falsch sei es, den Autoren zufolge, polnische Soldaten der Heimatarmee als Banditen und Mörder zu denunzieren; falsch sei es auch, Adolf Hitler in seinem Bunker allzu menschlich darzustellen. Schuld daran seien nicht nur deutsche Publizisten, sondern auch polnische Kollegen, die ihnen darin sekundierten. Diese haarsträubenden Passagen kulminieren in Pauschalurteilen: „Westlich der Oder ist die polnische Erfahrung unvorstellbar und fast nicht nachvollziehbar“ (S. 119) und „Die Deutschen dürfen sich nicht wundern, wenn man sie verdächtigt, die Rollen von ‚Täter‘ und ‚Opfer‘ vertauschen zu wollen“ (S. 120). Der zweite Teil des Abschlussbeitrags erklärt zum Teil diese überspitzten Thesen. Zunächst rekurriert S. auf zahlreiche Umfragen in der polnischen Bevölkerung zwischen 2001 und 2009, wonach über 60 Prozent der Polen eindeutig negative Erinnerungen an die Deutschen im Kontext des Zweiten Weltkriegs hegen; ähnlich viele sind der Meinung, dass das offizielle Deutschland die Politik verfolge, die Schuld Deutschlands am Zweiten Weltkrieg herunterzuspielen.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass der letzte Artikel das positive Bild der anderen Beiträge keineswegs trübt, sondern dass alle Texte vielmehr die Brisanz der Thematik aufzeigen, vor allem angesichts der Tatsache, dass in Polen das Geschichtsdenken immer noch sehr symbolträchtig und auch symbolbehaftet ist, in Deutschland dagegen die öffentliche Beschäftigung mit dem Hitlerregime eine Art Normalisierung erfährt.

Berlin

Błażej Biłkowski

Jan Karski: Mein Bericht an die Welt. Geschichte eines Staates im Untergrund. Hrsg. von Céline Gervais-Francelle. Übersetzt von Franka Reinhart und Ursel Schäfer. Kunstmann. München 2011. 619 S., Ill. ISBN 978-3-88897-705-3. (€ 28,-)

„Es handelte sich um eine nie dagewesene Form des Verbrechens, davon musste ich die Welt in Kenntnis setzen“ (S. 453) – mit diesem Satz begründete der polnische Kurier Jan Kozielewski (1914-2000) seine Bemühungen, Nachrichten aus erster Hand über den nationalsozialistischen Judenmord im besetzten Polen an die Alliierten zu überbringen. Er schrieb ihn nach Gesprächen mit Warschauer Juden und unter dem Eindruck der Besichtigung des Warschauer Gettos nieder. Zwei Jahre später veröffentlichte er *Story of a Secret State*¹ unter dem Decknamen Karski in den USA. Und es ist insbesondere das 29. Kapitel über „Das Getto“ (S. 447-472), weswegen man sich heute noch an K.s *Bericht an die Welt* erinnert.

¹ JAN KARSKI: *Story of a Secret State*, Boston – Cambridge 1944.

K. stammte aus Lodz, später studierte er Jura in Lemberg und nahm dann eine militärische und diplomatische Ausbildung auf. Im Herbst 1939 geriet er in sowjetische Gefangenschaft; nach seiner Flucht begab er sich Anfang 1940 über das Generalgouvernement nach Frankreich. Die in Angers, später in London ansässige polnische Exilregierung verwendete ihn als Kurier für den Kontakt zum Untergrund im besetzten Polen. Ende 1942 kehrte er von seiner letzten Mission zurück und berichtete daraufhin polnischen, britischen und US-amerikanischen Regierungsvertretern – unter anderem im Juli 1943 bei einem Treffen mit Roosevelt – über die Methoden der NS-Herrschaft in Polen, wobei er auch die Ermordung der Juden zur Sprache brachte. Überdies setzte er sich in Vorträgen für die Ziele der Exilregierung ein; um ein noch größeres Publikum zu erreichen, legte er einen ausführlichen Erfahrungsbericht ab, der – nach Kürzung um mehr als die Hälfte und erheblichen Eingriffen von Mitarbeitern des Verlags – im November 1944 in Boston erschien. Das Buch wurde zu einem Bestseller, seine Botschaften gerieten allerdings schon 1945 in der allgemeinen Sieges euphorie, in der es nicht mehr opportun erschien, an die andauernde Tragödie Polens zu rühren, in Vergessenheit.

Nach 1945 blieb K. in der Emigration und lehrte als Zeithistoriker an der katholischen Georgetown University. Weltberühmt wurde er, als 1985 Claude Lanzmanns Film *Shoah* mit langen Passagen aus einem Gespräch erschien, das der Regisseur 1978 mit K. geführt hatte. Darin gab er Auskunft über seine Erlebnisse im Warschauer Getto, bei einem kurzen, verdeckten Aufenthalt im Getto Izbica und bei seinen nachfolgenden Anstrengungen, die westliche Welt darüber in Kenntnis zu setzen.

K.s noch zu Kriegszeiten entstandener, für ein Massenpublikum abgefasster Bericht enthält neben mehr oder weniger fiktionalen Dialogen naturgemäß Aussagen, Ungereimtheiten und Fehler, die aus Sicht des heutigen Forschungsstands richtigzustellen wären. Außerdem wurden gewisse Fakten – insbesondere Personen- und Ortsnamen – im Original absichtlich verändert, um politische Rücksichtnahme zu üben und den während der Abfassung des Manuskripts weiterhin gefährdeten polnischen Untergrund zu schützen. Diesem Missstand soll insofern Rechnung getragen werden, als die Übersetzung von *Story of a Secret State* hier von einer Einführung und einem rund 80 kleingedruckte Seiten umfassenden Anmerkungsapparat eingerahmt wird, welcher einer aktuellen französischen Neuauflage entnommen wurde.² Die Anmerkungen sind in vielen Fällen (Auflösung von Chiffren, Biogramme zu zahlreichen Personen) hilfreich. Zudem wird erläutert, dass K.s Reise in den Distrikt Lublin ihn nicht – wie er fälschlich geglaubt und angegeben hatte – ins Vernichtungslager Belzec, sondern in das geschlossene Getto Izbica geführt hatte (aus dem immer wieder Gruppen von Insassen nach Belzec deportiert wurden). Im Warschauer Getto traf K. – so die Hrsg. Céline Gervais-Francelle – außer mit Leon Feiner von der jüdischen sozialistischen Partei Bund vermutlich auch mit Menachem Kirszenbaum (1893-1943), einem Politiker der Allgemeinen Zionisten, zusammen, und für K.s falsche Datierung gibt sie eine zutreffendere Variante an (S. 604, 607). Sie informiert auch darüber, dass es sich bei K.s Mitteilung, seine Gesprächspartner hätten den Getto-Aufstand vom Frühjahr 1943 angekündigt (S. 459 f.), um eine Verwechslung handele (S. 22).

Bei seiner Rückreise nahm K. einen Mikrofilm mit, der u.a. ein Schreiben Feiners über die Lage der Juden an Szmul Zygielbojm (1895-1943), den Vertreter des Bunds im polnischen Exilparlament, enthielt. Bald nachdem K. in London eingetroffen war, führte er mit ihm ein langes Gespräch; wenig später nahm sich Zygielbojm (am 12. Mai 1943) das Leben, um gegen die Untätigkeit der Anti-Hitler-Koalition angesichts der Ermordung der Juden zu protestieren. Mit ihrer Forderung, die Exilregierung solle sich bei den Alliierten dafür einsetzen, die Deutschen in ihren Ländern in gleicher Weise zu behandeln wie die deut-

² DERS.: *Mon témoignage devant le monde*, hrsg. von CÉLINE GERVAIS-FRANCELLE, Paris 2010.

schen Besitzer in Polen die Juden, hatten Feiner und Kirszenbaum sich nicht durchsetzen können.

Leider jedoch beschränkt sich die Kommentierung nicht auf nützliche Erklärungen, sie ist vielmehr allzu weitschweifig, oft ungenau formuliert sowie von überflüssigen Wiederholungen und – teils haarsträubenden – Fehlern geprägt (besonders S. 603-610). Auch war Hans Frank nie Justizminister in der Hitler-Regierung (S. 561). Zudem werden viele Feststellungen und Angaben des Vf., die kommentiert werden sollten, nicht erläutert und französische Bezüge weit über Gebühr betont. Deutsche Leser dürfte hingegen mehr interessieren, wer denn der SS-Offizier aus Ostpreußen war, der K. in Prešov verhörte, nachdem dieser 1940 in der Slowakei verhaftet worden war (S. 235 ff.). Auch manches, worüber K. sich ausschweigt, hätte in einer verlässlichen Kommentierung angesprochen werden müssen, etwa wenn der Vf. in Kapitel 23 die Untergrundpresse beschreibt, aber die einflussreichen nationaldemokratischen wie auch die rechtsradikalen antisemitischen Blätter unerwähnt lässt. Seine geschönten Aussagen über das polnisch-jüdische Verhältnis unter der Besatzung klingen nun ganz anders als in dem ehrlichen und differenzierten Bericht, den K. im Februar 1940 für den polnischen Innenminister verfasst hatte.³ Gervais-Franckelle führt diesen Bericht zwar mehrmals an, enthält dessen Wortlaut dem Leser jedoch vor. Mit solch einem Vorgehen kann man der „historischen Wahrheit“, um die sich die Hrsg. nach eigenem Bekunden bemüht (S. 611), schwerlich näherkommen.

Überdies ist im Anmerkungsteil die Übertragung zahlreicher Begriffe und Fachtermini misslungen – beispielsweise steht statt „Wojewodschaft“ entweder „Provinz“ oder „Stadtbezirk“ (S. 560 f.). So erfährt der Leser, erst Hitler habe die „Provinzen Pommern [...] und Oberschlesien“ dem Reich einverleibt, doch sind hier in Wirklichkeit die Woiwodschaften Pomorze – d.h. die damalige polnische Ostseeküste und ihr Hinterland – und Śląsk – d.h. Ost-Oberschlesien gemeint. Auch im Fließtext ist vieles verbesserungsbedürftig. Lemberg, das heutige L'viv, wird verwirrenderweise stets mit dem polnischen historischen Namen Lwów bezeichnet. Auf ein Register der Orts- und Personennamen, das auch die von K. verwendeten Tarnbegriffe hätte aufnehmen und erklären können, hat der Verlag verzichtet. Zwar ist es – nach den Versäumnissen der Nachkriegsjahrzehnte – durchaus angebracht, K. und seine (vergeblichen) Anstrengungen einer deutschen Leserschaft spät ins Gedächtnis zu rufen. Nur sollte es auf eine Weise geschehen, die diesem Werk in all seinen Facetten auch gerecht wird.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

³ Der Bericht ist enthalten in KLAUS-PETER FRIEDRICH (Bearb.), SUSANNE HEIM, ULRICH HERBERT u.a. (Hrsg.): Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland, Bd. 4: Polen – September 1939 bis Juli 1941, München 2011, S. 231-242.

Mathias Beer: Flucht und Vertreibung der Deutschen. Voraussetzungen, Verlauf, Folgen. (Beck'sche Reihe, Bd. 1933.) Beck. München 2011. 204 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-406-61406-4. (€ 12,95.)

Über die „Flucht und Vertreibung der Deutschen“ wird zwar häufig geredet und geschrieben; aber in nur wenigen Büchern lässt sich erfahren, von wo wann warum wie viele Deutsche flüchteten bzw. von wem konkret sie vertrieben wurden. Wer das heute in Deutschland populäre Geschichtsbild von „Flucht und Vertreibung“ in knapper Form kennenlernen möchte, wird das vorliegende Buch von Mathias Beer mit Gewinn lesen. Die klar gegliederte Darstellung behandelt übersichtlich alle Themen, die mit der Metapher „Flucht und Vertreibung“ assoziiert werden, wie etwa die Minderheitenpolitik in der Zwischenkriegszeit, tschechische und polnische Umsiedlungspläne oder den Zweiten Weltkrieg und das Schicksal deutscher Zivilbevölkerung. Auf dem Büchermarkt dürfte es rasch die bisher bekannteste Übersichtsdarstellung Heinz Nawratils, nämlich das *Schwarzbuch*

der *Vertreibung*, verdrängen, das im Jahre 2007 in der 14. Auflage erschienen ist und sich immer noch gut verkauft.¹ Das neue Buch aus der Feder des Tübinger Historikers B. hilft nicht nur, manche deutsche Kontroverse um dieses Thema zu verstehen; auch künftige Historiker werden anhand der Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen den Geschichtsbildern der beiden genannten Autoren Einblicke in die Entwicklung des historischen Bewusstseins in Deutschland gewinnen können.

Das *Schwarzbuch der Vertreibung* ist ein stark emotional geschriebenes Werk. Es beruht auf offen formulierten Anklagen gegen die einstigen Gegner des Dritten Reiches, denen es die Schuld an einem in den Jahren 1945-1948 vermeintlich verübten Völkermord zuschreibt, erfahren seine Leser doch, dass die „Vertreibung der Deutschen aus Ostdeutschland und Osteuropa“ für über 20 Millionen Menschen „Flucht, Vertreibung oder Verschleppung, Mißhandlung oder Diskriminierung“ bedeutet habe, von denen 2,8 bis drei Millionen dabei ihr Leben verloren hätten.² Nawratils Darstellung wurde und wird insbesondere von den Vertriebenenorganisationen favorisiert, wie z.B. aus dem Vorwort der Präsidentin des Bundes der Vertriebenen, Erika Steinbach, hervorgeht, ist aber auch im rechtsextremistischen Milieu sehr beliebt, wo Heinz Nawratil zu den wichtigsten Kennern der Thematik zählt.³

B.s Buch ist nüchterner und umsichtiger geschrieben. Obwohl sich beide Werke oft auf die 1953-1962 unter der Obhut des Bundesvertriebenenministeriums entstandene *Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa*⁴ beziehen, ist B. diesem Werk sowohl im Stil als auch in seinen Interpretationen viel stärker verpflichtet als Nawratil.

Nach einführenden allgemeinen Betrachtungen zum Thema behandelt B. die „Voraussetzungen“, die „Genese der Aussiedlungspläne“, den „Verlauf“, die „Folgen“ sowie „Flucht und Vertreibung“ als Erinnerungsort“. Ergänzend enthält das Buch weiterführende bibliografische Angaben, Abbildungen, Karten und Tabellen. Interessierte Leser erhalten hier somit eine Orientierungshilfe zur Kontextualisierung des gesamten Themas, das ansonsten häufig nur in seinen regional unterschiedlichen Bestandteilen als die Vertreibung der Deutschen aus Ostpreußen, aus Schlesien, aus der Tschechoslowakei oder aus Südosteuropa behandelt wird.

Obwohl die deutsche Bevölkerung der Tschechoslowakei und Polens unzweifelhaft eine wichtige Rolle bei der Entstehung und Auslösung des Zweiten Weltkriegs spielte und es seit 1939 zu Massenumsiedlungen deutscher Bevölkerung kam, bietet B. kein Geschichtsbild, das die Ursachen von „Flucht und Vertreibung“ in den unmittelbaren historischen Kontext dieses Kriegs verortet. B.s Meinung nach sind die Ursachen in einer gesamteuropäischen Verirrung zu suchen: „Der Gedanke der Entmischung durch Grenzverschiebungen oder der Anpassung der ethnischen Struktur der Bevölkerung an neu gezogene Grenzen durch Umsiedlung ist eng mit der Entstehung der modernen Nationalstaaten verbunden“ (S. 33). Dieser „Gedanke“ sei „zunehmend zu einem anerkannten Instrument der europäischen Politik“ geworden (S. 36). Das NS-Regime habe allerdings die allgemein verbreitete ethnisch homogenisierende Politik auch zur Verschleierung seiner „rassisch begründeten, auf ganz Europa ausgedehnten Eroberungspläne“ benutzt (S. 40). Gleichzeitig

¹ HEINZ NAWRATIL: *Schwarzbuch der Vertreibung 1945 bis 1948*. Das letzte Kapitel unbewältigter Vergangenheit. Mit einem Vorwort von ERIKA STEINBACH, 14. überarb. Aufl., München 2007 (1. Aufl. 1982).

² Ebenda, S. 79.

³ EVA HAHN, HANS HENNING HAHN: *Die Vertreibung im deutschen Erinnern. Legenden, Mythos, Geschichte*, Paderborn 2010, S. 585 und 600-608.

⁴ THEODOR SCHIEDER, WERNER CONZE u.a. (Bearb.): *Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa*. 5 Teile in 8 Bänden, 3 Beihefte und Register, Bonn 1953-[1962].

sei es den Exilregierungen Polens und der Tschechoslowakei gelungen, „von den alliierten Großmächten Zustimmung für ihre Pläne zu erhalten“ (S. 55). Deshalb seien Deutsche auch nach dem Krieg aus Polen, der Tschechoslowakei und teilweise aus Ungarn umgesiedelt worden. Darüber hinaus seien Deutsche in allen osteuropäischen Staaten entrechtet und misshandelt worden, so dass sie auch nach dem Abschluss der Massenumsiedlungen weiterhin nach Deutschland strömten. Insgesamt stehe „die Chiffre ‚Flucht und Vertreibung‘ in all ihren Dimensionen“ für „die von einem hohen Maß an Gewalt, Willkür und Zwang begleitete Verschiebung von mehr als zwölf Millionen deutschen Reichsbürgern und Angehörigen deutscher Minderheiten aus Ostmittel- und Südosteuropa in der letzten, verlustreichsten Phase des Zweiten Weltkriegs und im ersten Jahrzehnt nach Kriegsende“, wobei aufgrund „von Gewaltanwendung, schlechter Versorgung, Entkräftung, ungünstigen Witterungsbedingungen und der Kriegs- und Nachkriegsverhältnisse“ „mehrere Hunderttausend Menschen ums Leben“ gekommen seien (S. 13).

Eine vergleichende Lektüre der beiden Bücher Nawratils und B.s stellt aufmerksame Leser vor die Frage, was denn nun eigentlich geschehen sei; die Informationen können unterschiedlicher nicht sein. B.s Darstellung widerspricht nicht nur den statistischen Angaben Nawratils, sondern widerlegt auch dessen Hauptthese, dass die einstigen Alliierten einen Völkermord verübt hätten. Solche Unterschiede weisen darauf hin dass beide Autoren letztlich das eigentliche historische Geschehen vernachlässigen. Die Erlebnisse der Betroffenen werden in beiden Werken durch zufällig ausgewählte Augenzeugenberichte repräsentiert. Umfassende historische Informationen und Belege für einzelne, ja recht unterschiedliche Interpretationen sucht der Leser vergebens. So umfasst der mit „Verlauf“ überschriebene Abschnitt in B.s Abhandlung nur 30 Seiten – einschließlich fünf Abbildungen und je einer ganzseitigen Karte und Tabelle. Knapp die Hälfte der Anmerkungen zu diesem Abschnitt bezieht sich auf die *Dokumentation der Vertreibung*, wo auch schon den eigentlichen Wegen und Erfahrungen der Betroffenen erstaunlich wenig Raum eingeräumt worden war.⁵

Auch interpretatorisch lässt die Argumentation B.s einiges zu wünschen übrig. So betrachtet er beispielsweise die „Flucht und Vertreibung“ als Folge einer modernen Nationalstaaten angeblich allgemein eigenen „Vorstellung des ethnisch homogenen Nationalstaats“ und zitiert dabei die Behauptung Theodor Schieders aus dem Jahre 1952, dass das so genannte Nationalitätenproblem „in einem unauflösbaren Zusammenhang mit der Nationalstaatsidee“ stehe (S. 34). Dabei sind die vorgelegten Belege für die These vom ursächlichen Zusammenhang zwischen modernen Staatstheorien und dem Streben nach ethnischer Homogenität äußerst dürftig: Hinweise auf Äußerungen Heinrich Ludens aus dem Jahre 1814, auf vergleichbare Ideen so wenig bekannter Autoren wie Siegfried Lichtenstaedter, Bernard Lavergne und George Montandon sowie darauf, dass zu den deutschen Kriegszielen im Ersten Weltkrieg auch „völkische Flurbereinigungen“ (S. 36) zählten, reichen wohl kaum aus, um generalisierende Aussagen über die europäische Ideenwelt des 19. und 20. Jh. zu begründen.

Ideenwelt sowie politische Praxis des NS-Regimes werden – ebenfalls in Anlehnung an die oben genannte Vertreibungsdokumentation – in einer unzulässig reduzierten Form behandelt. B. verweist zwar mit Nachdruck auf die NS-Verbrechen und den Vernichtungskrieg, blendet aber dabei die Verflechtungen der deutschen Minderheiten mit dem NS-Regime vor Kriegsausbruch, mit der NS-Besatzungspolitik und der Kriegsführung im gesamten östlichen Europa aus; dadurch bleiben die Schicksale der deutschen Bevölkerung am Kriegsende weitgehend unverständlich. Darüber hinaus erfahren wir zwar, dass „ein wesentlicher Teil der deutschen Zwangsmigration“ während des Krieges stattgefunden hat (S. 67), auch die NS-Evakuierungspolitik wird kritisiert (S. 68); über den inhumanen und nicht selten genug verbrecherischen Umgang des NS-Regimes mit der deutschen Zivilbe-

⁵ HAHN/HAHN (wie Anm. 3), S. 460-475.

völkerung wird aber nichts berichtet; weder die Ziele und organisatorischen Vorbereitungen der Evakuierungen sowie deren praktische Umsetzung noch die nationalsozialistischen Verbrechen an den umgesiedelten und/oder evakuierten Deutschen werden behandelt.

Dementsprechend kann sich der Leser dieses Buches auch kein Bild über die Unterschiede im Umgang mit der deutschen Zivilbevölkerung zwischen den Nationalsozialisten einerseits und den Alliierten andererseits machen, geschweige denn differenzierende Vergleiche ziehen. Beim Hinweis, dass die tschechoslowakische Regierung gegen Plünderungen und Gewaltverbrechen eingeschritten sei (S. 81), wird nicht erklärt, wann und wie dies geschehen ist oder welche Unterschiede im Umgang mit Kriegsverbrechern oder mit Frauen und Kindern dort und in anderen Staaten gemacht wurden. Im Zusammenhang mit Nachkriegspolen spricht B. über „massive Ausschreitungen gegen die deutsche Bevölkerung“, über „ein hohes Maß an Gewalttätigkeit“ oder über „die spontanen Gewaltausbrüche“, deren „systematische[n] Charakter“ man nicht übersehen solle, und interpretiert sie als „auch Ausdruck von Vergeltung“ (S. 76); im Falle der Tschechoslowakei sei sogar der „Ausbruch des Prager Aufstandes“ am 5. Mai 1945 „das Fanal, das den Beginn der Vergeltungsakte gegen die deutsche Bevölkerung des Landes einleitete“ (S. 79 f.). Doch die Angaben, dass all diese Geschehnisse „viele Todesopfer“ in Polen zur Folge gehabt (S. 76) oder dass in „mehreren Städten wie Prag, Brünn und Aussig“ die Gewaltakte „viele Todesopfer“ gefordert hätten (S. 82), erlauben es kaum, sich eine Vorstellung darüber zu machen, was eigentlich geschehen ist oder warum es als Folge von „Vergeltung“ interpretiert werden sollte.

Mit konkreten Angaben ist B. ohnehin sparsam, und manche Angaben machen wenig Sinn. So kann es kaum zutreffen, dass 600 000 Deutsche infolge der sogenannten „wildem Vertreibungen“ aus der Tschechoslowakei vertrieben worden seien, weitere 2,2 Millionen in Transporten 1946/47 in die amerikanische Besatzungszone sowie in die SBZ gekommen seien und dass „unter deutlich besseren Bedingungen und Bestimmungen über das mitzunehmende Gut schließlich auch die knapp eine Million als Antifaschisten anerkannten Sudetendeutschen“ in diese beiden Zonen gekommen seien (S. 82 f.). Dass es sich um fehlerhafte Angaben handeln muss, wird sofort deutlich, wenn man sich ins Gedächtnis ruft, dass vor dem Krieg in der Tschechoslowakei ca. 3,2 Millionen Deutsche gelebt hatten⁶, von denen allein während des Krieges knapp 200 000 im Dienst der Wehrmacht gefallen⁷ und rund 240 000 nach dem Ende der Umsiedlungen dort geblieben waren⁸.

Zur Suche nach Informationen über die Lebensschicksale der Vertriebenen eignet sich das Buch von B. nicht. Aber es bietet wertvolle Hinweise zur Geschichte des bundesdeutschen Umgangs mit den Erinnerungen an die Vertreibung. B. weist darauf hin, dass im Erinnern vieles nach wie vor problematisch sei, und erwartet sogar, dass auch in Zukunft diesbezügliche Auseinandersetzungen nicht aufhören werden. Die Debatten über „Flucht und Vertreibung“ hätten sich nämlich „als ein geschichtspolitisches Handlungsfeld, dessen Akteure nicht primär an der Geschichte dieses historischen Phänomens interessiert sind“

⁶ ALFRED BOHMANN: Das Sudetendeutschum in Zahlen. Handbuch über den Bestand und die Entwicklung der sudetendeutschen Volksgruppe in den Jahren von 1910 bis 1950. Die kulturellen, soziologischen und wirtschaftlichen Verhältnisse im Spiegel der Statistik, München 1959, S. 13.

⁷ JAROSLAV KUČERA: Statistische Berechnungen der Vertreibungsverluste – Schlußwort oder Sackgasse?, in: DETLEF BRANDES, VÁCLAV KURAL (Hrsg.): Der Weg in die Katastrophe. Deutsch-tschechoslowakische Beziehungen 1938-1947, Essen 1994, S. 187-200, hier S. 191.

⁸ DETLEF BRANDES: 1945: Die Vertreibung und Zwangsumsiedlung der Deutschen aus der Tschechoslowakei, in: DERS., DUŠAN KOVÁČ u.a. (Hrsg.): Wendepunkte in den Beziehungen zwischen Deutschen, Tschechen und Slowaken 1848-1989, Essen 2007, S. 223-248, hier S. 243.

(S. 159 f.), erwiesen. Das deutsche historische Gedächtnis verhalte sich in diesem Themenbereich „merkwürdig unsicher“ (S. 161), meint B., ohne allerdings nach Ursachen dafür zu suchen. Die vielen nach wie vor offenen Fragen und Informationslücken, auf die dieses Buch direkt oder indirekt aufmerksam macht, lassen aber hoffen, dass die künftige Geschichtsforschung vieles klären können, worüber heute in emotional, metaphorisch und vage formulierten Sätzen gestritten wird.

Augustfehn

Eva Hahn

Ulrike Winterstein: Vertriebener Klerus in Sachsen 1945-1955. (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte. Reihe B: Forschungen, Bd. 118.) Schöningh. Paderborn u.a. 2010. 288 S., 3 Ill., Kt., engl. Zusfass. ISBN 978-3-506-76978-7. (€ 38,-)

Ausgehend von dem „Befund“, die katholische Kirche und ihre Führungselite seien in den Forschungen zur Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen im Gebiet der SBZ/DDR bisher kaum berücksichtigt worden, widmet sich Ulrike Winterstein in ihrer im Wintersemester 2008/09 an der Universität Leipzig als Dissertation angenommenen Arbeit der „Integration des vertriebenen katholischen Klerus am Beispiel des Bistums Meissen und des Diözesangebiets Görlitz-Cottbus“ (S. 13). Die Studie ist Teil eines Projekts der Universität Leipzig und der Kommission für Zeitgeschichte, Bonn, in dem „Kollektive Biographien geflohener und vertriebener Eliten in der Sowjetischen Besatzungszone und in der DDR nach 1945“ in den Blick genommen wurden. Der Untersuchungszeitraum der Arbeit liegt in den zehn Jahren zwischen 1945 und 1955. Dies ist, wie die Autorin konzediert, ein kurzer Zeitraum für den zu analysierenden komplexen Prozess; doch hätten sich, so W., in diesen Jahren charakteristische Tendenzen abgezeichnet, die diese zeitliche Beschränkung sinnvoll erscheinen ließen.

Die sozialistische Nachkriegsgesellschaft, in die die Umsiedler eingegliedert wurden, erwies sich als eine „doppelte“, weil konfessionelle und weltanschauliche, Diaspora, die auch geprägt war von dem politischen Ziel, die Kirche zu marginalisieren und das Entstehen eines Gruppenbewusstseins der Umsiedler zu verhindern. W. beschreibt die Integration als individuellen Vorgang und als sozialen Prozess, der in Stufen verlief und durch „Zugänge und Abschießungen“ (S. 31) gekennzeichnet war.

Die Arbeit ist in die fünf Kapitel „Flucht, Vertreibung und die katholische Kirche“, „Umsiedlerpolitik“ und Religionspolitik in der sowjetischen Besatzungszone“, „Vertriebene Katholiken in doppelter Diaspora“, „Der vertriebene Klerus“ und „Die Integration des vertriebenen Klerus – ein Beispiel für den Elitentransfer in der katholischen Kirche?“ gegliedert. Die Autorin beschränkt sich also nicht, wie der Titel der Arbeit zunächst nahe legt, auf die Integration der ca. 200 Priester, die sich unter den 415 000 nach Sachsen und in das südöstliche Brandenburg gekommenen, schwerpunktmäßig aus den böhmischen Ländern und aus Schlesien stammenden vertriebenen Katholiken befanden.

Als Ziel der „Umsiedlerpolitik“ der SED macht W. eine Assimilation der Heimatvertriebenen „unter Verleugnung von Herkunft und Heimat, sozialen und kulturellen Wurzeln“ (S. 245) aus. Die Pflege heimatlicher Lebensformen sei so auf den privaten und den kirchlichen Bereich beschränkt gewesen. So genannte „Umsiedlergottesdienste“, einzelne in der SBZ/DDR ins Leben gerufene Vertriebenenwallfahrten und die von „Heimatpfarrern“ verfassten und versandten Rundbriefe an die ehemaligen Gemeindeglieder dienten der Stärkung des Zusammengehörigkeitsgefühls der Heimatvertriebenen und machten so das Heimischwerden einfacher. Gleichzeitig standen sie einer Integration aber auch im Wege. Die ambivalente Rolle mitgebrachter Frömmigkeitsformen – W. nennt sie auch „Elemente der Desintegration“ (S. 176) – analysiert die Autorin in einem spannenden Kapitel, das sich mit dem Aspekt der kulturellen Integration beschäftigt. Heimatliche Lieder, Gebete, die Verehrung bestimmter in der Heimat geschätzter Heiliger wie etwa Hedwig oder Nepomuk und Wallfahrten (etwa die seit 1947 stattfindende Wallfahrt zu „Unserer Lieben Frau“ in die ehemalige Konventkirche Neuzelle) sollten die „Fremdheit in der ei-

genen Religionsgemeinschaft“ (S. 152) überwinden helfen. Die einheimischen Katholiken fürchteten ob solcher neuer Traditionen eine Überfremdung ihrer religiösen Kultur und versuchten, so zeigt W., eigene Traditionen zu stärken und die der Neubürger zu diffamieren. Die Kritik richtete sich dabei vor allem gegen die aus Böhmen und Mähren stammenden Heimatvertriebenen, denen man einen zu laschen Katholizismus unterstellte – ein Phänomen, das nicht auf die SBZ/DDR beschränkt war. In die neuen Gesangbücher wurden dementsprechend wenige Lieder aus den Herkunftsgebieten der Heimatvertriebenen aufgenommen.

An dieser wie auch an anderen Stellen der Studie hätten Vergleiche mit dem Prozess der Integration in den westlichen Besatzungszonen deutlicher herausgestellt werden können. Trotz aller Unterschiede gab es dennoch ähnliche Strategien. Schade auch, dass für die Untersuchung – auch das fällt in dem Kapitel über die „kulturelle Integration“ auf – nicht die neuere volkswissenschaftliche Literatur zum Thema rezipiert wurde. Die Politisierung der im Westen erlaubten landsmannschaftlichen Vereinigungen etwa und die teilweise politische Vereinnahmung von Heimattreffen und Heimatvertriebenenwallfahrten wird nicht erwähnt.

Wie die exemplarische Nachzeichnung der Karriereverläufe einzelner Priester deutlich macht, nahmen diese unter den Elitegruppen „eine Sonderstellung“ ein, da sie im Unterschied zu anderen „keinem außerkirchlichen Integrationsprozeß unterworfen“ (S. 254) waren und zum Beispiel keine großen beruflichen Brüche zu verarbeiten hatten. Sie können also nur in eingeschränktem Maße mit anderen Eliten, so das Ergebnis W.s, verglichen werden.

Vergleiche fallen auch zwischen den beiden ausgewählten Untersuchungsgebieten schwer. Die Situation in den beiden „Regionen“ war so unterschiedlich (im Diözesangebiet Görlitz-Cottbus bestand zum Beispiel das Inkardinationsproblem nicht, da es sich hier um den restlichen Teil des ehemaligen Bistums Breslau handelte; während die Vertriebenenseelsorge dort Bestandteil der Pastoral war, gab es im Bistum Meißen keine Sonderseelsorge), dass man die erhobenen Befunde nur bedingt und nach genauer Kontextualisierung vergleichen kann.

Die gut lesbare Arbeit – nur die (vielen) Zusammenfassungen stören den Lesefluss – breitet eine große Fülle interessanten Archivmaterials aus. Dieses evoziert Fragen für Folgestudien, etwa dazu, welchen Einfluss die von den Heimatvertriebenen mitgebrachten Ausformungen populärer Frömmigkeit in der Folge auf den Diasporakatholizismus hatten.

Freiburg

Elisabeth Fendl

Basil Kerski: Die Dynamik der Annäherung in den deutsch-polnischen Beziehungen. Gegenwart und Geschichte einer Nachbarschaft. Düsseldorf Univ. Press. Düsseldorf 2011. 491 S. ISBN 978-3-940671-66-0. (€ 19,50.)

In his fascinating new book, the journalist, essayist, and editor of the *DIALOG* magazine, Basil Kerski, sets out to explore the ways in which what he refers to in his title as a “dynamic of rapprochement” was able gradually to enter into and reshape Polish-German relations in the period following the absolute low-point of the Second World War, tracing this process through to the present day, in which these two neighbours now constitute the geographical centre of a unified, peaceful Europe. This collection of essays, drawn from his writings over the past decade, is both more interesting and more diverse than the title might suggest. More than just a chronological overview, K. provides the reader with a series of insightful pieces which successfully manage to combine his distinct personal insights and interests with a convincing theoretical and analytical discussion of the dynamic of rapprochement between these two countries. As such, this book offers both a captivating introduction to the processes of post-war reconciliation, and also a useful contribution to the literature already existing on the subject.

In line with K.'s wide-ranging interests, this collection covers a variety of topics and subjects, which can at times make it difficult to determine a central argument. There are a number of key themes which provide a constant undercurrent but, as is perhaps unavoidable with a collection of diverse essays, it is occasionally difficult to identify a clear direction to the book. The author does attempt to organise his various arguments, structuring the work in five sections, and providing the reader with an epilogue justifying his selection, but one is left thinking that this explanation would perhaps have been better situated as an introductory chapter. These problems of structure do not, however, impact upon the quality of K.'s individual pieces, and the book should best be viewed as what it is – a collection of fascinating essays on the subject of Polish-German reconciliation.

In the first section, K. includes a series of three discussions on his adoptive home of Berlin, tracing the ways in which this city's historical development has been – and continues to be – shaped by its large Polish community and its proximity to Poland. In sections two, three and four, the author then moves on to the core of his book, which is an analysis of the development of a dynamic of rapprochement between Polish and German societies, first, tentatively, in the Communist era, and then in the post-1989 period. Again, here, K. employs an approach which combines both biographical and deeply analytical considerations, focussing on a selective discussion of key events, actors and developments, rather than falling back on a simple chronological overview. This is also evident in the final section of the book, in which the author explicitly draws out the key European element which provided an important undercurrent to his earlier essays, demonstrating how closely Polish thinking on relations with Germany were tied into Polish thinking on Europe more generally.

While K. may at times have struggled to impose a coherent and targeted structure on this collection of diverse essays, what does clearly emerge is a series of central themes, running through all five sections and forming a number of key discussions throughout the entire book. The first of these is the question of identity, which is important to the author in both a personal and a more general sense.

As a result of his own biography and ancestry as the son of Iraqi and Polish parents, who moved from Poland to West Berlin as a young boy, and who has been consistently and whole-heartedly engaged in promoting understanding and reconciliation between Germany and Poland, K.'s own experiences and complex identity constitute a central thread running through his work, enabling him to offer a unique and refreshing perspective on Polish-German relations and to combine this personal style with a factual and theoretical expertise which makes this book thoroughly enjoyable reading. As Marek Prawd a puts it in his introduction, K. is "at home everywhere and a guest everywhere" (p. 9), and he is able to utilise this position between insider and outsider to great effect.

Beyond this personal level, the author also reveals a great interest in wider discussions of identity. He is aware of the importance of contested place and memory in identity formulations, and fascinated by the idea of the "borderland" as a bridge between different cultures, rather than a barrier. In a sense, K. also sees himself as a bridge between the Polish and German cultures. Furthermore, as someone who views the various identities with which his family and life has bequeathed him as mutually enriching, the author is clearly very interested in questions of multiple identity, particularly within the context of 21st century Europe.

It is this European element to Polish-German relations which forms the second key theme running through K.'s essays. He demonstrates throughout the importance of the wider European arena in shaping the dynamic of rapprochement, and also highlights the important contributions made by actors in this process to the development of a shared European culture of memory. In the present day, he identifies in the Polish-German partnership a new motor for European integration, capable of supplementing and refreshing the Franco-German one, and he also demonstrates how, in the new thinking on Polish-German relations among Polish political elites during the Communist era, whether in domestic op-

position movements or in exile, Poland's European future was seen as viable only in conjunction with Polish-German reconciliation.

Here, in his focus on the key role of Polish intellectuals, both at home and abroad, in reshaping the course of Polish-German relations, we see the final key theme which emerges from K.'s essays, namely his belief in the central importance of individuals at a grassroots level in championing reconciliation. Time and again, whether in outlining the ideas of exiles such as Aleksander Bregman, or writers associated with *Kultura*, or in his discussion of the famous Episcopal exchange of letters in the 1960s, the author identifies the key impulses as coming from below, from non-state actors. It is also for this reason that, although K. is not blind to the difficulties experienced in Polish-German relations over the past decade, he does not see recent disputes as posing a fundamental challenge to the underlying dynamic of rapprochement. What they do show, he argues, is that the political culture of neighbourliness is not self-evident, and constantly needs to be defended, as he himself does through this book.

The basis of reconciliation, however, remains in place, and it is the question of how it was possible, despite the horrors of the Second World War and Cold War era enmity, for a political and emotional catharsis to emerge between Poland and Germany which forms the topic of these essays, rather than an analysis of recent political squabbles. In seeking to answer this question, K. has created a fascinating and immensely readable book – one shaped by a writer able to combine a great expertise in the field with unique personal interests and illuminating insights.

Gießen

Francis Ipgrave

Christine Fischer, Ulrich Steltner: Polnische Dramen in Deutschland. Übersetzungen und Aufführungen als deutsch-deutsche Rezeptionsgeschichte 1945-1995. (Bausteine zur Slavischen Philologie und Kulturgeschichte. Reihe A: Slavistische Forschungen N.F., Bd. 71.) Böhlau. Köln u.a. 2011. 297 S. ISBN 978-3-412-20669-7. (€ 39,90.)

Mit ihrer bescheiden als „Beitrag zu einer literaturbezogenen Kulturgeschichte“ (S. 9) bezeichneten Monografie verfolgen die beiden Jenaer Slawisten Christine Fischer und Ulrich Steltner letztlich eine doppelte Zielrichtung. Einerseits geht es mit der zentralen Themenstellung, der Rezeption polnischer Dramatik in Deutschland seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs, um ein wichtiges Kapitel aus dem Bereich der deutsch-polnischen Kulturbeziehungen. Da andererseits aber die Rezeption dieser Werke in Ost- und Westdeutschland auf Grund der stark voneinander abweichenden gesellschaftlichen und kulturpolitischen Voraussetzungen zu einem beträchtlichen Teil unterschiedlich verlief, gelangt die Untersuchung, in der die Gegenüberstellung der Gemeinsamkeiten und Differenzen dieser Rezeptionsprozesse breiten Raum einnimmt, auch zu wertvollen Einsichten in die Funktionsweise der beiden deutschen Kultursysteme. Mit ihrer akribischen, sehr differenzierten Herangehensweise können die Vf. gleichwohl zeigen, dass nicht alle Unterschiede zwischen östlicher und westlicher Rezeption auf politische Gegensätze reduziert werden dürfen und dass es, im Gegenteil, immer wieder auch erstaunliche systemübergreifende Parallelen und Überschneidungen zu verzeichnen gibt. Das polnische Drama und Theater bietet sich insofern als interessanter Untersuchungs- und Bezugsgegenstand an, als es nicht nur auf den ostdeutschen Bühnen gut vertreten war, sondern auch im Westen einen vergleichsweise hohen Stellenwert innehatte. Die Autoren des Buches, das die Ergebnisse eines in den Jahren 1999 bis 2001 von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Projekts präsentiert, können an eine Reihe bereits vorliegender Beiträge zur Problematik anknüpfen und sich somit auf bislang weniger beachtete Aspekte konzentrieren: „Neben der Inszenierung polnischer Dramen auf deutschen Bühnen geht es um den (vorzugsweise ost-westdeutschen) Übersetzungsvergleich jener knapp 40 Dramentexte, die in mehreren deutschen Fassungen vorliegen“ (S. 9).

Zu den Vorzügen der Arbeit gehört ihre konsequente methodisch-theoretische Positionierung, insbesondere in der phänomenologischen Konzeption Roman Ingardens. Das arbeitsteilige Vorgehen und die Aufgliederung des Vorhabens in mehrere weitgehend in sich abgeschlossene Teilstudien bringen es mit sich, dass mit Ausnahme der Einleitung und des in die Gesamtproblematik einführenden ersten Kapitels die weiteren Abschnitte von jeweils einem der beiden Vf. geschrieben wurden. Kap. 1 („Rezeptionsverlauf“) vermittelt allgemeine, statistisch untermauerte Informationen zum Vorliegen von Doppelübersetzungen polnischer Dramen, zu den in Deutschland bevorzugt aufgeführten Dramatikern und zur Rezeptionssituation in den verschiedenen Phasen des behandelten Zeitraums, der konsequenterweise auch die ersten Jahre nach der Wiedervereinigung (bis 1995) erfasst. Außerdem wird in diesem Zusammenhang auf die bemerkenswerte Rolle polnischer Regisseure hingewiesen, die an deutschen Theatern inszenierten. Um „Die Gewichtungen innerhalb des polnischen Repertoires in Deutschland“ geht es in Kap. 2, in dem dargestellt wird, welche Stücke aus der bis in die Renaissance zurückreichenden polnischen Dramengeschichte auf ost- und westdeutschen Bühnen der Nachkriegszeit gespielt wurden. Zunächst stehen Texte aus dem Zeitraum von den Anfängen bis 1918 im Zentrum der Aufmerksamkeit, danach solche aus der Zwischenkriegszeit und schließlich die Gegenwartsdramatik, wobei hier einigen ausgewählten, in Deutschland bekannt gewordenen Dramatikern jeweils eigene Teilkapitel gewidmet werden, so u.a. Jerzy Andrzejewski, Roman Brandstaetter, Kazimierz Moczarski und Bohdan Drozdowski. Mit der Analyse konkreten Textmaterials beschäftigt sich Kap. 3 („Die Prägung des *Polnischen* der Texte bzw. seine Übersetzung“). Anhand exemplarischer in Doppelübersetzung vorliegender Dramen wird darin, geordnet nach Kriterien wie Themen und Motive, Intertextualität, Figurendarstellung, sprachliche Probleme und landestypische Realien, die Umsetzung spezifisch polnischer Züge in den deutschen Übertragungen untersucht. Kap. 4 („Fallbeispiele (Ost vs. West)“) konzentriert sich auf vier ausgewählte polnische Dramatiker der Nachkriegsliteratur, die auf Bühnen in beiden Teilen Deutschlands inszeniert wurden und deren Schaffen jeweils bestimmte Charakteristika aufweist, an denen sich die grundsätzlichen Probleme der unterschiedlichen Aufnahme in Ost und West besonders deutlich aufzeigen lassen: Bei Leon Kruczkowski ist dies der Aspekt des Politischen, bei Ireneusz Iredyński der des Religiösen, Zbigniew Herbert steht für einen stark am Hörstück orientierten Dramentypus, und Tadeusz Różewicz repräsentiert beispielhaft die Auseinandersetzung der polnischen Dramatik mit der Moderne. Thema des letzten Kap. 5 ist „Die Aktualisierung der Dramen durch die deutschen Theater im Echo der Kritik und deren Begründungszusammenhang“. Darin wird anhand von Theaterrezensionen und anderen kritischen Texten versucht, die u.a. in ganz eigenen nationalen Erfahrungen, Sichtweisen und künstlerischen Traditionen begründete „Andersartigkeit“ polnischer Dramen und ihre Wirkung auf das deutsche Bühnengeschehen zu hinterfragen.

Zwar greift Kap. 5 einiges von dem auf, was in den vorangehenden Studien erarbeitet wurde, und bringt es zur Synthese. Dennoch wäre es schon angesichts der übergroßen Fülle an Detailinformationen und -erkenntnissen dringend geboten gewesen, die Darstellung mit einer Zusammenfassung der wichtigsten Untersuchungsergebnisse abzurunden. Schade, dass man darauf verzichtet hat. Insgesamt bietet die Arbeit freilich viele interessante und immer wieder auch überraschende Einsichten, die für die weitere Forschung in diesem Bereich von außerordentlich hohem Wert sind. Der ausführliche Anhang mit einem Register der deutschen Inszenierungen polnischer Dramen, einem zweisprachigen Werkverzeichnis, einem Personenverzeichnis sowie schließlich einer umfassenden Auswahlbibliografie machen die Monografie darüber hinaus auch zu einem für Polonisten, Germanisten, Theaterwissenschaftler und Kulturhistoriker nützlichen Nachschlagewerk.

Gießen

Reinhard Ibler

Anzeigen

Wo liegt Coadjuthen? Die Geschichte eines ostpreußischen Kirchspiels im ehemaligen Memelland. Hrsg. von Günter U s c h t r i n . Berliner Wissenschafts-Verl. Berlin 2011. 530 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-8305-1901-0. (€ 39,-) – Günter U s c h t r i n möchte es nach eigenem Bekunden nicht bei der üblichen populären Ortsgeschichtsschreibung belassen, sondern die Spezifik des „Kirchspiels Coadjuthen“ herausarbeiten, die er in dessen 500-jähriger „wechselvoller“ Geschichte, der Zugehörigkeit zum Memelland und des besonders starken Einflusses der „Prußen“ erkennt (S. 18). In methodischer Hinsicht hat er zahlreiche Karten und Abbildungen sowie Textauszüge verschiedenster Provenienz aneinandergereiht. Ergänzt wird dies durch eigene Erläuterungen und den Abdruck von Vorträgen und Aufsätzen zu unterschiedlichen Teilaspekten. Am Anfang stehen fünf allgemeine, periodisierende Kapitel. Sie grenzen den Fokus historisch und geografisch schrittweise ein und sind mit übersichtlichen Zeittafeln ausgestattet. Durch diese Collage ergibt sich nacheinander ein Bild der Zeit des Deutschen Ordens, des Herzogtums Preußen, Preußens seit dem 18. Jh. sowie von Preußisch-Litauen und dem Memelgebiet. Leider sind die Textübergänge nicht immer deutlich und die Zitierweise uneinheitlich. Die Abschnitte hätten besser redigiert werden können, was sich an einigen penetranten Wiederholungen, etwa des „Friedens von Melnosee 1422“, zeigt. Ab dem 6. Kapitel wird das Buch ungleich persönlicher. Dieses mit Abstand längste Kapitel ist konkret dem „Kirchspiel Coadjuthen“ gewidmet. Gefolgt wird es von drei kürzeren Kapiteln, die mit „Dokumente über Flucht und Vertreibung“, „Erinnerungskultur“ sowie „Nachlese“ überschrieben sind. Lange Abschnitte gehen zum Teil fundiert auf Einzelaspekte von Coadjuthen und seiner verschiedenen „Kirchspieldörfer“ ein, von denen es zuletzt 23 gegeben hat (S. 319). Leider wird erst auf S. 242 eine Karte des behandelten Gebiets (exakt nördlich von Tilsit) abgebildet. Eine Definition der zentralen Kategorie „Kirchspiel“ als Zusammenfassung mehrerer Dörfer in der Tradition der preußischen evangelischen Kirche findet sich, obwohl titelgebend, nur im Glossar (S. 492). Gerahmt wird das Buch von einem klaren Inhaltsverzeichnis und fünf Anhängen. Unter diesen sind eine „Einwohnerliste“ aus dem Jahr 1939 und eine Liste mit Gefallenen des Zweiten Weltkriegs erwähnenswert. Die meisten Beiträge sind dem Monatsmagazin *Memeler Dampfboot* der Exilmemelländer entnommen. U.s. Werk richtet sich vordergründig an die ehemalige Einwohnerschaft und ihre Nachkommen, was sich beispielsweise in emotionalen Gedichten (u.a. S. 277-282) zum Ausdruck kommt. Der Vf. thematisiert nicht nur anekdotische Details, wie etwa die aus Coadjuthen stammende Mutter des „Hauptmanns von Köpenick“ (S. 243), sondern versucht sich auch an einer objektiven Darstellung der schwierigen Memellandzeit (1920-1939). So wird die zwischen Litauen und Deutschland stehende Identitätsfrage nach dem Wegbrechen der monarchischen Bindung anhand der Person des Pfarrers Gaigalat deutlich gemacht. Auch die Besetzung durch Litauen 1923 wird aus unterschiedlicher Perspektive quellenfundiert beleuchtet. Durch ein Goebbelszitat und zeitgenössisches Bildmaterial wird zudem die Ambivalenz der „Rückkehr“ des Memelgebiets im März 1939 zum Ausdruck gebracht (S. 175-179).

Dieser Ortschronik darf nicht mit wissenschaftlichem Anspruch begegnet werden. Sie ist für den Hausgebrauch einer eng begrenzten Interessengemeinschaft konzipiert. Sie bietet jedoch nicht nur der Kulturwissenschaft ein Bild der Lebenswelt der letzten deutschen Einwohnergeneration; vor allem die an der deutsch-litauischen Geschichte Interessierten bekommen einen Einblick in die gemeinsame Geschichte bis 1945 auf der Mikroebene.

Olsztyn

Stefan Thierfelder

Christian Lotz: Die anspruchsvollen Karten. Polnische, ost- und westdeutsche Auslandsrepräsentationen und der Streit um die Oder-Neiße-Grenze (1945-1972). (Studien des Leipziger Kreises. Forum für Wissenschaft und Kunst, Bd. 10.) Meine-Verl. Leipzig 2011. 107 S., 44 Ill., Kt., poln u. engl. Zufass. ISBN 978-3-941305-27-4. (€ 15,90.) – Erst in den letzten Jahren haben die Forschungen zu modernen Landkarten deutlich Fahrt aufgenommen. Immer öfter geriet in den Blickpunkt, wie sich in Landkarten die Überzeugungen und politischen Vorgaben ihrer Gestalter widerspiegeln. Dass diese Vorgehensweise auch für die Darstellung der deutsch-polnischen Nachkriegsgrenze gilt, dürfte nicht weiter überraschen. Westdeutsche Schülerinnen und Schüler

der 1970er und 1980er Jahre erinnern sich noch gut an die Wandkarten, auf denen die „Grenzen von 1937“ und die „Gebiete unter polnischer Verwaltung“ deutlich sichtbar eingezeichnet waren. Dass die Markierung der Grenzen auch die offiziellen Präsentationen der Bundesrepublik, der DDR und Polens im Ausland begleitete, zeigt nun erstmals Christian Lotz in einer inhaltlich wie optisch äußerst ansprechend gestalteten Arbeit. Der Autor vereint in seiner Untersuchung vor allem belgischer und niederländischer internationaler Ausstellungen raumbezogene Perspektiven mit Elementen der kritischen Kartografiegeschichte. Er will zeigen, wie sich die inhaltliche und grafische Gestaltung zwischen 1945 und 1972 veränderte bzw. welche kognitiven Karten der Beteiligten existierten und verbreitet wurden. Die daraus resultierende deutsch-polnische Konfliktgeschichte setzt bei den von führenden Protagonisten der Ostforschung wie Emil Meynen 1952 verfassten Richtlinien für die Kartendarstellung Deutschlands ein und endet mit der Ratifizierung der Ostverträge als Beginn einer – auch kartografisch betrachtet – zumindest teilweise neuen Epoche. Besonders verdienstvoll sind zudem die Anhänge in Gestalt eines Literaturberichts zu den kartografischen Repräsentationen des geteilten Deutschlands sowie einer Übersicht über die in den drei Ländern gedruckten Karten und Broschüren.

Als Ergebnis bleibt festzuhalten, dass die frühen polnischen Proteste gegen das offensive Vorgehen des westdeutschen Staates in den Beneluxländern meist dilatorisch betrachtet wurden und keine konkreten Reaktionen erfolgten, um den NATO-Bündnispartner nicht zu brüskieren. Nach 1965 gingen die so empfundenen Provokationen zurück, die Kartenmacher verlegten sich – entsprechend dem politischen Trend hin zu einer Entspannung der Beziehungen in der westdeutschen Bevölkerung insgesamt – auf eine unauffällige Darstellung der Grenzregion, die gerne hinter bestimmten grafischen Elementen wie verschneiten Bäumen verdeckt oder einfach komplett ausgeblendet wurde. Sehr interessant, wenngleich leider im Text nicht weiter ausgeführt, ist die Anmerkung, dass die Designer in Ost und West teilweise mit den gleichen gestalterischen Mitteln arbeiteten. Man könnte dies zu der These erweitern, dass in sämtlichen kartografischen Milieus – bei allen Unterschieden – gewisse zeichnerische Methoden Bestand hatten, bei denen die Teilung des Kontinents keine Rolle spielte. Diese zweite Ebene noch genauer zu untersuchen, könnte in der Tat eine lohnende Aufgabe darstellen.

Gießen

Markus Krzoska